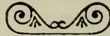
(9)

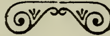
IDLG



Mitteilungen des Gymnasiums
„Stella Matutina" 1904/1905



Druck von L. Sausgruber, Feldkirch.



Kritische Studien zur ältesten Geschichte der Chinarinde.

Vorbemerkung.

Die Chinologie — so hat man Alles an wissenschaftlichen Forschungen über die Chinarinde zusammenfassend benannt — hat mit dem Ende des 19. Jahrhunderts einen gewissen Abschluß erreicht. Es bedarf aber die älteste Geschichte der Chinarinde notwendig einer kritischen Revision. Die gegenwärtige Abhandlung soll vor allem diese Notwendigkeit begründend dartun und zugleich den ersten, wenn auch kleineren Teil dieser kritischen Sichtung vornehmen. Wir gliedern die Arbeit in die folgenden vier Kapitel, von denen das erste mehr den Charakter einer allgemeinen Einleitung hat.

I. Die Bedeutung der Chinarinde für die Menschheit.
II. Das bisherige Studium der ältesten Chinaliteratur.
III. Alte Pseudo-Chinaschriften verschiedener Art.
IV. Zur Frage nach der ältesten Chinaschrift.

An den gekennzeichneten Stoff konnte mit einiger Aussicht auf Erfolg nur unter Ausnützung einer umfangreichen Literatur herangetreten werden. In diesem Punkte wurde vom Verfasser versucht, was nur immer möglich war, um die seltene älteste Chinaliteratur vollständig einsehen zu können. Außer durch die Bibliothek des Jesuitenkollegs in Feldkirch haben meine bisherigen Studien zur ältesten Geschichte der Chinarinde vonseiten folgender Bibliotheken Unterstützung erfahren: Stadt-Bibliothek Aachen, kgl. Bibliothek Berlin, Univers.-Bibliothek Bern, Stifts-Bibliothek Braunau, kgl. Bibliothek Brüssel, Stadt-Bibliothek Cöln, Univers.-Bibliothek Genua, Univers.-Bibliothek Innsbruck, Bibliothek d. pharmak. Instituts

Innsbruck, Univers.-Bibliothek Löwen, Ambrosiana und National-Bibliothek Mailand, Univers.-Bibliothek Messina, kgl. Hof- und Staats-Bibliothek München, Univers.-Bibliothek München, Univers.-Bibliothek Straßburg, Kollegs-Bibliothek Valkenberg (Holland), k. k. Hof-Bibliothek Wien, Univers.-Bibliothek Wien.

Für diese so ausgiebig gewährte Hilfe wiederhole ich hier meinen aufrichtigen Dank. Mehrfach sind mir auch hervorragende Gelehrte bei Beschaffung der Literatur in zuvorkommender Weise behilflich gewesen. Auf zahlreiche briefliche Anfragen wurde mir freundlichst Auskunft gegeben. Dankbar gedenke ich all dieser Unterstützung und Anregung. Wenn vieles in den folgenden Zeilen noch keine Verwertung gefunden hat, so wird dies hoffentlich bei späterer Gelegenheit geschehen können. Zu ganz besonderem Danke für wiederholte, oft mit längerem Zeitaufwande verbundene literarische Hilfe bin ich meinem Ordensgenossen P. Georg Fell S. J. in Mailand, dem trefflichen Kenner der mailändischen Bibliotheken, verpflichtet.

I. Die Bedeutung der Chinarinde für die Menschheit.

Die vorliegende Studie sowie weiterhin zu veröffentlichende Forschungen zur ältesten Geschichte der Chinarinde verlangen wohl zunächst einige einleitende Bemerkungen über die große Bedeutung der »China« für die menschliche Gesellschaft. Damit ist schon zur Genüge gesagt, daß die in diesem Kapitel gegebenen Ausführungen sich weniger an die Fachmänner der Botanik, Pharmakognosie und Medizin wenden. Diesen ist der unschätzbare Wert der Pflanzengattung Cinchona sowie die vielfältige Beziehung, welche die Chinabäume und ihre Rinde seit 250 Jahren in stets steigendem Maße mit verschiedenen Wissensgebieten aufs engste verknüpft hat, seit langem bekannt.

Aber wenn die Rinde in der Vergangenheit so häufig und bedeutungsvoll die Geschicke von Millionen Menschen beeinflußte, wenn sie gegenwärtig Jahr für Jahr viele Tausende vom Tode errettet und direkt wie indirekt mächtig in die volkswirtschaftlichen Verhältnisse der Zeit eingreift, so werden nicht bloß einzelne Fachwissenschaften für die Geschichte des berühmten südamerikanischen Heilmittels interessiert sein. Die Chinarinde darf wenigstens ein bescheidenes Plätzchen in der allgemeinen Kulturgeschichte der Menschheit beanspruchen. Dann muß aber zunächst diese große Bedeutung der Rinde für die Menschheit mehr zur allgemeinen Kenntnis gebracht werden. In aller Kürze möge dieses in dem ersten Abschnitte der vorliegenden Abhandlung auf Grund der modernen chinologischen Forschung geschehen.

Um auch nicht fachmännisch gebildeten Lesern ein Werturteil zu ermöglichen, werden vor allem äußere Kriterien heranzuziehen sein. Man sehe zu, wie die hervorragenden Vertreter der verschiedenen Fachwissenschaften über die China urteilen und geurteilt haben; man beachte die Opfer und Anstrengungen, welche moderne große Staaten es sich kosten ließen, um die Rinde sozusagen zu einem internationalen Besitztum der Menschheit zu machen; man orientiere sich über die Millionen von Kilogramm, in welchen die Rinde alljährlich auf den Markt kommt, und über die Millionen von Menschen, welche Jahr für Jahr das aus ihr gewonnene Heilmittel »Chinin« gebrauchen müssen; man stelle sich ohne Chinin vor die außereuropäischen Kolonien der kaukasischen Rasse, die christlichen Missionäre, die Forschungsreisenden, das Militär in den Malariagebieten! Nur wenige Einzelheiten seien zur Illustration beigebracht.

Seit langer Zeit lautet das einstimmige Urteil der wissenschaftlichen Medizin: Die Chinarinde liefert das berühmte spezifische Heilmittel gegen die Malaria, das Chinin. Damit ist die Rinde als eine unbezahlbare Kostbarkeit bezeichnet für diejenigen, welche das für die Menschheit so inhaltsschwere Wort Malaria verstehen. Gehört doch die Malaria in ihren zahlreichen Formen, in ihrer ausgedehnten geographischen Verbreitung, in ihren durch so lange Zeit unerforschlichen Geheimnissen seit Jahrtausenden zu den Geißeln der Menschheit, wie zu den großen Problemen der menschlichen Forschung. Julius Mannaberg,[1]) ein Wiener Malariaforscher, bringt diese immense Bedeutung der Rinde für die Behandlung der Malaria schon in der Einleitung seines hervorragenden Malariawerkes treffend zum Ausdruck: »Die Geschichte von der Erkenntnis der Malaria wird durch zwei Hauptereignisse zwanglos in drei Epochen geteilt. Das erste dieser Ereignisse ist die Entdeckung der spezifischen Eigenschaften der Chinarinde, das zweite die Entdeckung der Malariaparasiten durch Laveran«. Die Entdeckung des Franzosen Laveran erfolgte am 6. November 1880; an sie schließen sich dann während der folgenden 2 Jahrzehnte die bedeutungsvollen Funde an, durch welche die ganze Entwicklung und Lebensweise der Malariaparasiten den Biologen klar vor Augen gestellt wurde. Demnach lassen sich all die Bemühungen der Hippokrates und Galenus, der arabischen Forscher, der christlichen Ärzte bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts in eine einzige durch Jahrtausende dauernde Epoche zusammenfassen, während welcher man nur Krankheitssymptome, nicht aber das Wesen der Krankheit und ebensowenig die richtige Therapie der Malaria erkannte. Da bricht endlich die zweite Epoche an zur Zeit, als der dreißigjährige Krieg sein Ende erreichte; zur Besiegung eines Feindes, der nach dem Zeugnis der Geschichte durch mehr

[1]) Die Malaria-Krankheiten, Wien 1899, S. 3.

als drei Jahrtausende gegen die Menschheit siegreich Krieg geführt hatte, ist die tötliche Waffe gefunden in der Rinde eines auf den Ostabhängen der südamerikanischen Kordilleren wachsenden Baumes. Staunend sieht die Menschheit des 17. Jahrhunderts, wie der Zwerg gegen den Riesen, wie David gegen Goliath kämpft. Fürwahr ein wohltätiger Baum, eine wohltätige Rinde! Es mögen wohl seit Jahrzehnten Tausende und Tausende von Ungebildeten und Gebildeten das weiße Chininpulver gegen die Malaria genommen haben, ohne es mit einem Baume Südamerikas in genetische Beziehung zu setzen, ohne darin anderes zu sehen, als ein Produkt unserer chemischen Industrie. Aber verlangt denn diese Industrie nicht ihren Rohstoff? Freilich sind die Hunderte von Abhandlungen, welche die hervorragenden Chemiker des 19. Jahrhunderts über die Bestandteile der Rinde veröffentlicht haben, von höchstem Werte, aber sie sind es deshalb, weil sie die schon vorhandene und gebrauchte Waffe zu einer Waffe, die leichter, sicherer und erfolgreicher zu handhaben ist, umgeformt haben. An sich genügt die unverarbeitete Rinde als Heilmittel und sie war in gepulverter Form durch annähernd zwei Jahrhunderte als solches in Gebrauch, was freilich jetzt nur selten mehr der Fall ist.

Was der Spezialforscher im Gebiete der Medizin, das sagt uns in anderer Form über Malaria und Chinin der Forschungsreisende, welcher in den Tropen für sich und seine Leute auf das Malariamittel Chinin ganz notwendig angewiesen ist. Sowohl die Schilderung der Malariakrankheiten wie die Lobeserhebungen des Gegenmittels, welche sich in den Reisebeschreibungen finden, mögen manchem Nordländer überschwänglich erscheinen, und doch sind es Worte, die wiederholte, umfangreiche Erfahrungen zur Grundlage haben. Bei Livingstone, Schweinfurth, Stanley, Nachtigal und anderen Afrikareisenden wird wiederholt Malaria und Chinin besprochen. Das unschätzbare Heilmittel, der größte Schatz für den in tropischen Gegenden Reisenden, das tropische Universalmittel — das sind Wendungen, wie sie bei den genannten Forschern wiederkehren.[1]) Und solch hohes Lob spenden sie nicht einem Genußmittel, sondern jener Medizin, welche in der Regel nur mit Ekel und Widerwillen genommen wird, für welche bereits im Herbst 1652 der malariakranke Erzherzog Leopold Wilhelm, Statthalter der Niederlande, nur das eine Wort hatte: O wie bitter! O quam amarum! Wir wollen

---

[1]) Diese Art von Chinaliteratur ist sehr umfangreich. Nur beispielshalber sei auf folgende bekanntere Reisewerke hingewiesen:

Livingstone, Neue Missionsreisen in Südafrika, 1866, I. S. 79.
Schweinfurth, Im Herzen von Afrika, 1874, I. S. 137, 352.
Stanley, Durch den dunklen Weltteil, 1878, I. S. 269.
Stanley, Wie ich Livingstone fand, 1879, I. S. 187.
Nachtigal, Sahara und Sudan, I. 1879, S. 145, 734; II. 1881, S. 462.

den Forschungsreisenden nicht nach Afrika, Madagaskar, Mittel- und Südamerika, Indien u. s. w. folgen, um von Tausenden und von Millionen Todesfällen, welche jährlich durch Malaria erfolgen, im Einzelnen zu hören. Etwa zwei Millionen Erkrankungen und 14—15000 Todesfälle sind der Tribut, den Italien im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts alljährlich dem großen Feinde dieser Halbinsel zu bringen hatte; 12000 Todesfälle an Malaria wurden für 1900 angegeben, während man einige Jahrzehnte früher von 50—60000 berichtete. Und zu welchen Gegenmitteln nimmt die Regierung ihre Zuflucht? Zum Chinin. Dieses soll in guter Qualität mehr und mehr zu einem billigen Volksmittel gemacht und der allgemeine, frühzeitige Gebrauch bei der malariakranken Bevölkerung eingebürgert werden. Zu diesem Zwecke ist es vor einigen Jahren in der italienischen Kammer zu einer Malaria- und Chiningesetzgebung gekommen. Damit ist richtig zum Ausdrucke gebracht, daß die Fieberrinde bezw. das Chinin ein großes volkswirtschaftliches Mittel ist zur Sanierung des tiefeinschneidenden sozialen Elends, welches durch die fast regelmäßig wiederkehrende Malaria in den durchseuchten Gegenden geschaffen wurde.[1]) Und was vor Jahren ein Schriftsteller von der Malaria bemerkte:[2]) »Wenn es ein Gebiet gibt, wo Techniker, Ökonomen, Hygieniker, Heilkünstler, Erzieher und Gesetzgeber zusammen wirken sollen, so ist es gerade dasjenige am meisten, wo es sich um Ausrottung der Malaria handelt«, das sehen wir tatsächlich bei der Entdeckung, Verarbeitung und Anwendung des Chinins verwirklicht.

Nach diesen Angaben dürfte das für manches Ohr paradox klingende Urteil, welches eine neuere geographische Abhandlung[3]) ausspricht, unsere Billigung finden. J. Dronke, der Verfasser dieser Abhandlung, welche vor allem für tropische Agrikultur sowie für die Pflanzen- und Handelsgeographie in Betracht kommt, gibt am Schlusse dem Gedanken Ausdruck, daß der in den Anden Südamerikas gehobene und nach den tropischen Monsunländern verpflanzte Schatz für die leidende Menschheit »größer und wertvoller ist als alles Gold und Silber, das die Spanier von dort mehrere Jahrhunderte ihrem Mutterlande zuführten«. Doch glaube

---

[1]) Es ist hier nicht der Ort, weiter auf die düsteren Schilderungen einzugehen, welche alle Forscher nach eingehender Beschäftigung mit dem italienischen Malariaproblem entwerfen. Der berühmte Entdecker auf dem Malariagebiet, Professor Grassi, bezeichnete noch vor einigen Jahren in einem populären Büchlein die Malaria als jenes Übel, »che tormenta milioni d'italiani, che rende spopolate tante estensioni di territorio, che ha trasformato un lembo di paradiso in un deserto«.

[2]) E. Reich, Entartung des Menschen, Erlangen 1868, S. 273.

[3]) J. Dronke, Die Verpflanzung des Fieberrindenbaumes aus seiner südamerikanischen Heimat nach Asien und anderen Ländern. Inaugural-Dissertation. Wien 1902. 44 S. mit 2 Karten. Auch in den Abhandlungen der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien, IV. Bd., 1902, Nr. 2.

man nicht, eine solche Erkenntnis von dem hohen Werte der Rinde habe etwa erst die Gegenwart gewonnen; sie ist schon alt. Vor 250 Jahren haben die Verteidiger der Rinde sie als das Heilmittel für die Menschheit hingestellt und der Genuese Seb. Bado beglückwünschte schon 1663 seinen großen Landsmann, daß er Amerika und damit die Perurinde und in ihr mehr als alles Gold und Silber Amerikas entdeckt habe.[1]) Fast in jedem Jahrzehnt ist seit den Zeiten Bados bis zur Gegenwart von weitblickenden Männern derselbe Gedanke in ähnlicher Fassung ausgesprochen worden.

Die Dronkesche Schrift, welche schon in ihrem Titel das große, durch England und Holland zustande gebrachte Werk der Cinchonakultur hervorhebt, führt uns damit zu weiterer Einsicht in den Wert der Chinarinde. Große Opfer an Geld, unzählige Schwierigkeiten aller Art, wiederholtes Fehlschlagen fast aller Hoffnungen — und dennoch zähes Festhalten bis zum endlichen Erfolge, welche Sprache kann beredter die Wichtigkeit des Heilmittels für die Menschheit darlegen? Die Tatsache, daß im Jahre 1900 allein die auf Java befindlichen staatlichen und privaten Cinchonaplantagen über 18 Millionen erwachsener Bäume enthielten und daß im Jahre vorher etwa 11½ Millionen Pfund Rohrinde aus Java auf den Markt kamen, spricht einerseits für die Großartigkeit des Erfolges, welcher dem Unternehmen der Verpflanzung und Kultur beschieden war, andererseits für den enormen jährlichen Bedarf der Menschheit an Rinde, also für die Bedeutung des Heilmittels. Als der günstige Ausgang der Chinakultivierung gesichert war, mußte selbstverständlich in einigen Jahren auch eine vollständige Änderung in den Handels- und Preisverhältnissen und damit wiederum in der Produktionsmenge eintreten.

Auf diese neugeschaffenen Verhältnisse kann hier im Einzelnen nicht eingegangen werden. Lediglich um eine Vorstellung zu geben von den ungeheuren Mengen an Rinde, welche alljährlich zu Chinasalzen verarbeitet werden, und von den modernen Rinden- und Chininpreisen, möge die reichsdeutsche Chinin-Industrie der letzten Jahre kurz besprochen werden. Obgleich die ganze Masse der zu verarbeitenden Rinde nur durch Einfuhr gewonnen wird, steht Deutschland schon seit vielen Jahren in der Chinin-Industrie oben an. So entfielen 75% der im Jahre 1900 auf den Weltmarkt gelangten und verarbeiteten Rinde auf die deutschen Fabriken.[2]) Von den dadurch gewonnenen Chinasalzen und anderen Chinapräparaten wurden über 9/10 von Deutschland exportiert.

---

[1]) Seb. Badus, Anastasis corticis Peruviae, Genua 1663, S. 15 f.

[2]) Eine kurze zusammenfassende Darstellung über die Entwicklung der Chininfabriken von 1826 bis 1900 siehe bei A. Tschirch, Die Chinologen des 19. Jahrhunderts, Sep.-Abdr. 1901, S. 14 und 15.

Aus den Angaben des »Statistischen Jahrbuches für das deutsche Reich« Jahrgang 1901, S. 85 f. und 1904, S. 113 läßt sich für den siebenjährigen Zeitraum 1897—1903 die hier beigegebene Tabelle zusammenstellen. Kolumne II und III geben die eingeführte Rinde und die zur Ausfuhr gelangten Chininpräparate je in Tonnen, die Reihen IV und V bringen den Wert der Einfuhr bezw. der Ausfuhr, tausend Mark als Werteinheit genommen.[1])

I	II	III	IV	V
Jahr.	Einfuhr.	Ausfuhr.	Einfuhr-W.	Ausfuhr-W.
1897	4205	251	2943	9298
1898	3537	201	2476	6630
1899	3923	211	3531	8014
1900	3634	185	4724	8316
1901	4233	195	5079	8207
1902	3969	232	5160	8359
1903	3678	197	4781	7092

Die Tabelle zeigt anschaulich, wie das Rohmaterial d. h. die Rinde bei der Verarbeitung zu Chinasalzen zusammenschmilzt, wie andererseits trotz der verringerten Masse der Wert des verarbeiteten Materials steigt. Für die angeführten 7 Jahre ergibt sich als Gesamteinfuhr die Summe von über 27000 Tonnen, während die gewonnenen Chininsalze in annähernd 1500 Tonnen ausgeführt wurden. Die in dem besprochenen siebenjährigen Zeitraume eingeführte Rindenmenge repräsentiert nach der Tabelle einen Gesamtwert von beinahe 29 Millionen Mark, während die Ausfuhr fast die doppelte Höhe, nämlich 56 Millionen Mark erreichte. Daraus ergibt sich als Durchschnittswert für 1 kg Rinde 1·06 M., für 1 kg Chininsalze annähernd 38 M. Geht man 2 Jahrzehnte zurück und sucht den Durchschnittspreis für 1 kg Chininsalze aus der Zeit 1877—1883, so erhält man über 350 M., also fast einen zehnfach größeren Betrag. Selbstverständlich erscheinen die in der Tabelle angeführten Tonnenzahlen erst dann von besonderer, ja gewaltiger Größe, wenn wir bedenken, daß es sich bei dem Chinin um ein in verhältnismäßig kleinen Dosen zu verabreichendes Arzneimittel handelt. Der jährliche Verbrauch an Chininsalzen seitens der gesamten Menschheit dürfte gegenwärtig etwa auf 260—270 Tonnen angesetzt werden.

Durch die bisherigen Ausführungen haben wir vor allem mit der chinologischen Praxis Fühlung genommen. In Anbetracht der Tatsache, daß in der Gegenwart jeder praktische und technische Betrieb auf wissen-

[1]) Der Übersichtlichkeit halber wurde in der Tabelle die geringe Menge von Rinde, welche Deutschland wieder ausführt, sowie der relativ sehr geringe Verbrauch an Chinaalkaloiden in Deuschland nicht berücksichtigt. Näheres darüber vergl. im »Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich«.

schaftlicher Grundlage aufgebaut ist, werden wir auch eine reichhaltige rein literarische Behandlung vonseiten der Fachwissenschaften von vornherein erwarten müssen. Dennoch wird derjenige, dem ein tieferer Einblick in die Chinaliteratur abgeht, die Zahl der wissenschaftlichen Arbeiten, welche im 19. Jahrhundert durch die Vertreter der botanischen, pharmakognostischen, medizinischen, chemischen Wissenschaft veröffentlicht wurden, auch nicht annähernd richtig abschätzen. Wir sagen zu wenig, wenn wir etwa 1000 verschiedene Arbeiten auf 100 Autoren verteilen; mit diesem Ansatz wäre schon eine starke Auslese getroffen. Eine nähere Ausführung dieses Punktes gehört nicht zu unserem Thema. Es lassen sich hier nicht einmal die großen, reich mit Tafeln ausgestatteten Foliowerke, »die Chinologien«, deren im 19. Jahrhundert eine ganze Reihe erschien, aufzählen. Wir begnügen uns auf einige leichter zugängliche große Handbücher der Botanik, der technischen Rohstofflehre, der Pharmakognosie, der Medizin und der Chemie hinzuweisen, um aus der Art und dem Umfang der Behandlung, welche dem Chinabaum, der Chinarinde und dem Chinin zuteil wird, ein Urteil über die Wichtigkeit des Heilmittels zu ermöglichen.

In dem Werke »Die natürlichen Pflanzenfamilien«, welches unsere Kenntnisse in der systematischen Botanik am Ende des 19. Jahrhunderts unter Berücksichtigung der Gattungen und wichtigeren Arten in kurzer Zusammenfassung darstellt, ist die Familie der Rubiaceae durch den jüngst verstorbenen K. Schumann bearbeitet worden.[1]) Die ganze Familie mit ungefähr 4500 Arten und 350 Gattungen wird von dem genannten Botaniker in die zwei nach so wichtigen Kulturpflanzen benannten Unterfamilien der Cinchonoideae und der Coffeoideae geteilt. Auf die erstere kommen etwa 200 Gattungen. Von diesen stehen 35 Gattungen einander näher, sodaß sie als Cinchoneae-Gruppe vereinigt werden. Schon aus dieser Gruppierung, welche auch in der neuesten Literatur z. B. in Englers Syllabus der Pflanzenfamilien (3. Aufl. 1903) festgehalten ist, sehen wir, wie die Gattung Cinchona gleichsam tonangebend hervortritt. Dementsprechend hat sie auch (neben Galium, Oldenlandia und Coffea) die ausführlichste Behandlung erfahren und die außer den zahlreichen Textbildern dieser Abteilung des Werkes beigegebene einzige Tafel zeigt uns das treffliche Bild einer China-Plantage auf Java. Übrigens haben sich die Botaniker bezüglich der Zahl der Arten, welche für die Gattung Cinchona anzunehmen ist, noch nicht geeinigt. Neuere Forscher, welche das gleiche Pflanzenmaterial vor sich hatten, zergliederten die Gattung Cinchona in 4 bis etwa 40 Arten. Diese beträchtliche Abweichung der verschiedenen

---

[1]) Natürl. Pflanzenfamilien von Engler und Prantl, IV. Teil, Abteilung 4, Familie der Rubiaceae, S. 1—156. (1891).

Systematiker von einander läßt vermuten, wie es tatsächlich auch der Fall ist, daß die Gattung Cinchona auch hinsichtlich ihres großen Formenkreises für den wissenschaftlichen Botaniker von großem Interesse ist.

Das stattliche Werk »Die Rohstoffe des Pflanzenreiches«, kürzlich durch Professor Wiesner mit Unterstützung zahlreicher österreichischer Botaniker in 2. Auflage fertiggestellt, behandelt im I. Bande (1900) die technisch verwendeten Rinden. Professor F. v. Höhnel, welcher diesen Abschnitt bearbeitet hat, widmete von den 21 zur Behandlung kommenden Rindengruppen keiner auch nur annähernd den gleichen Umfang, wie der Gruppe der Chinarinden. Das entspricht ganz dem Grad der Wichtigkeit, welche dieser Rohstoff für die Menschen hat.

In dem »Handwörterbuch der Pharmakognosie des Pflanzenreichs«,[1]) welches Professor Wittstein vor 20 Jahren in dem Umfange eines Bandes von 1000 Seiten herausgab, erfahren wir sogar in der Vorrede: »Mit Ausnahme des größten und schwierigsten Artikels, welchen Herr Professor Dr. Aug. Garcke in Berlin zu übernehmen die Güte hatte, sind sämtliche übrigen von mir allein bearbeitet.« Diese Ausnahme bildet der Artikel Chinarinden S. 125—148.

Etwa zehn Jahre später erschien die 3. (letzte) Auflage von Flückigers Pharmakognosie des Pflanzenreiches (Berlin 1891). Der berühmte Straßburger Pharmakognost erörtert in diesem Werke die »Cortices Chinae« in 18 Paragraphen S. 525—589, ein Umfang, den wir bei einem anderen vegetabilischen Heilmittel in dem genannten Werke nicht antreffen.[2]) Wiederholt haben wir späterhin auf dieses Buch des vielseitigen Gelehrten und Forschers hinzuweisen.

Von medizinischen Büchern könnte auf jedes neuere deutsche oder fremdsprachige Werk verwiesen werden, in welchem die Malaria ausführlich behandelt ist. Aus der stattlichen Reihe, welche seit Entdeckung des Malariaparasiten sehr vermehrt wurde, sei wiederum auf das bereits genannte Buch Mannabergs aufmerksam gemacht. Wir erfahren hier in einem kurzen Satze, wie die großen Ärzte vor wie nach dem Jahre 1700, im Norden wie im Süden Europas über den der Medizin geschenkten Schatz urteilten. »Welch unermeßlichen Segen die Entdeckung der Chinarinde und ihrer Eigenschaften der Menschheit gebracht hat, erkennt man erst dann einigermaßen, wenn man Autoren aus jenen Zeiten liest, in welchen die Ärzte der Malaria gegenüber machtlos waren und sie sich

---

[1]) Dieser Bd. bildet den 2. Teil der 2. Abteilung des großen Werkes „Enzyklopädie der Naturwissenschaften“, Breslau, Trewendt.

[2]) Flückiger hatte 1883 eine eigene Schrift »Die Chinarinden« erscheinen lassen, welche den Abschnitt über diese Rinden nach der zweiten Auflage des oben zitierten Werkes in erweiterter Fassung wiedergibt. Die Bearbeitung erfolgte »namentlich mit Rücksicht auf einen weiteren Lesekreis«. (Vorwort).

und die Kranken mit den phantastischsten Versuchen nutzlos abmühten, um der bösen Krankheit Herr zu werden, und wenn man zum Vergleiche damit Mortons oder Tortis[1]) jubelnde Triumphe liest, die sie mit dem Wundermittel erkämpft haben.« (S. 375). Doch die Bedeutung der Chinarinde für die medizinische Wissenschaft ist eine noch weit größere, als die eines unschätzbaren Heilmittels der Malaria; die Chinarinde, so dürfen wir nach dem Zeugnis der Geschichte aussagen, war ein ganz hervorragendes Heilmittel für die Gebrechen der wissenschaftlichen Medizin, ein Heilmittel für die Wissenschaft. Wiederholt wurde Ähnliches bereits in der Literatur ausgesprochen. Indes ist diese Tatsache selten mit der Klarheit und dem Nachdruck hervorgehoben worden, wie erst kürzlich durch M. Neuburger.[2]) »Von größter praktischer und bis in die neueste Zeit fortwirkender theoretischer Bedeutung wurde aber die Einführung der Chinarinde .... Die Erklärung ihrer Wirkungsweise bildete ... für die Schulsysteme eine Schranke, welche nur scheinbar mit allerlei Kunstgriffen überwunden werden konnte. Kein anderes Ereignis hat in so hohem Grade dazu beigetragen, die Mängel des Galenismus, aber auch der Chemiatrie und Iatromechanik zu enthüllen, wie die Einführung der Chinarinde, und ohne Widerspruch fürchten zu müssen, darf behauptet werden, daß ihre anscheinend rätselhafte Wirkung wiederholt im Laufe der Geschichte zu einer skeptischen Beurteilung oder gar Verwerfung des gerade herrschenden Dogmatismus Anlaß gab.«[3]) Schon vor Jahrhunderten haben Ärzte diese große Bedeutung der Chinarinde für die Medizin in schlagender Weise durch einen kühnen Vergleich illustriert. Bern. Ramazzini (1633—1714), Professor in Modena und Padua, stellt bereits 1702 in einer akademischen Rede den durch die China in der Medizin herbeigeführten Umschwung den gewaltigen Veränderungen an die Seite, welche das Schießpulver für die Kriegsführung mit sich brachte.[4])

---

[1]) Richard Morton, 1635—1698, berühmter Arzt in London; Franc. Torti, 1658—1741, Arzt und Professor in Modena.

[2]) Handbuch der Geschichte der Medizin, begr. v. Puschmann, herausgegeben v. M. Neuburger und J. Pagel, II, Jena, 1903, S. 63.

[3]) Es möge noch verwiesen werden auf die Artikel »Chinarinde« in Eulenburgs Realencyklopädie der gesamten Heilkunde IV[2], S. 144 ff und in der Realencyklopädie der gesamten Pharmazie v. E. Geissler und Jos. Moeller, III, S. 3 ff.; die Artikel sind von tüchtigen Fachmännern, nämlich von Binz, bezw. von Tschirch.

[4]) B. Ramazzini, Orationes medici argumenti, or. quarta habita die sexto mens. Novembris a. 1702. (Haeser zitiert dafür fälschlich Constit. Mutinens.) Gegen den Schluß der Rede findet sich die öfters zitierte Stelle. Sie lautet: »Profecto postquam huius remedii usus innotuit, ... talem circa febrium doctrinam ac illam curandi methodum factam fuisse mutationem fateri oportet, qualem in re militari post inventum

Soll die Bedeutung der Chinarinde auch noch dadurch klar gestellt werden, daß wir der hundert und aber hundert Versuche gedenken, welche seit 1650 immer von neuem unternommen wurden, um ein vollwertiges Ersatzmittel für das geheimnisvolle Pulver zu finden? Der eben genannte Ramazzini spricht an der nämlichen Stelle von eifriger diesbezüglicher Tätigkeit. Wie Messing zu Gold, so mögen sich die besten dieser Ersatzmittel an Wert zur Chinarinde verhalten. Nicht nur kein Ersatzmittel, — die Notwendigkeit des unersetzbaren Malariafeindes wurde vertausendfacht, als der gebildete Europäer nach Erschließung fremder Erdteile für die Kolonisation im 18. und 19. Jahrhundert erkennen mußte, daß die schlimmsten Feinde für Missionierung, gründliche Erforschung und Kolonisierung die Malariakrankheiten sind, deren bösartigste Formen man überhaupt erst in den Tropen entdeckte. Die Menschheit wird vielleicht dereinst den Tag segnen, wo man des »Chinins« nicht mehr bedarf, sei es, weil der Mensch den Malariaparasiten zum Aussterben gebracht hat, oder sei es, weil ein glücklicher Entdecker ein besseres Mittel an die Stelle des Chinins gesetzt hat, — gegenwärtig sind wir noch weit von diesem Tage entfernt und so gestellt, daß der Chinabaum in den Plantagen der holländischen und englischen Kolonien nicht auf drei Jahre ohne den größten Schaden für zahllose Menschen die Erzeugung von Rinde einstellen könnte.

Auch der Leser, welcher mit der Chinarinde und ihrer Geschichte nicht näher vertraut sein sollte, wird nach den vorausgehenden Bemerkungen ahnen, wie dieses südamerikanische Heilmittel seit der Mitte des 17. Jahrhunderts mit jedem Jahrzehnt eine einflußreichere, namentlich für die europäische Menschheit stets wichtigere Bedeutung gewonnen hat. Wie vieles hat sich während dieser langen Zeit in den Beziehungen des Menschen zu der Rinde geändert! Ehedem war sie für den Menschengeist ein vollständiges Geheimnis in der Art ihrer Wirksamkeit, was man immer wieder in die beiden Worte »Wunder« und »Zauber« kleidete; jetzt wissen wir, was sie wirkt und wie sie wirkt, die Zauberin ist entlarvt. Wer will es bestreiten, daß die Lösung dieses Rätsels eine schöne Entdeckung des 19. Jahrhunderts war? — Ehedem stellte das unverarbeitete Rindenpulver das Heilmittel dar, es mußte also in beträchtlicher Dosis und, was schlimmer war, in großer Unsicherheit über die jeweils in der Rinde vorhandene

---

pulverem pyrium omnes norunt. Quemadmodum enim abiectis catapultis et arietibus solo tormentario pulvere . . . . alta propugnacula temporis momento solo aequantur et arces obsessae ad deditionem coguntur, sic valere iussis tot pharmaceuticis praesidiis modico quinquinae pulvere exhibito contumaciores febres vinctas dant manus«. Etwas später sagt er: »A botanicis sedulo allaboratur, ad plantam aliquam indigenam in regno vegetabili eiusdem virtutis reperiendam, ne tam longe petantur remedia«.

Menge der wirksamen Bestandteile genommen werden. Niemand wußte, in welchem Teil der Rinde der große Zauberer seinen Platz habe und wie man ihn hervorlocken könne. Heute werden durch die chemische Industrie die malariafeindlichen Alkaloide der Rinde von dem Ballaste der übrigen Rindenstoffe getrennt, an eine Säure gekettet und als Salze in genau abmeßbarer Menge dem Kranken verabreicht. Das war wiederum eine große Eroberung auf dem Gebiete der Heilkunde wie der organischen Chemie, welche die Nachwelt noch acht Jahrzehnte später mit Recht für so bedeutend hielt, daß man die um diese Entdeckung verdienten Männer Pelletier und Caventou durch Errichtung eines Denkmals gelegentlich der Pariser Weltausstellung im Jahre 1900 international zu ehren beschloß [1]) — Vormals konnte die Rinde nur auf den hohen östlichen Abhängen der südamerikanischen Anden, der einzigen Heimat des Baumes, unter wirklich unsäglichen Mühen für Menschen und Lasttiere gewonnen und deshalb nur zu hohen Preisen echt erworben werden; gegenwärtig ist der Fieberbaum seit Jahrzehnten der Zahl der Kulturgewächse einverleibt und unter Steigerung des Alkaloidgehaltes der Rinde in verschiedenen Staatsgebieten und Kontinenten mit solchem Erfolg angebaut, daß die wilde Rinde Südamerikas für den Welthandel kaum mehr in Betracht kommt.[2]) Wiederum ein gewaltiger Fortschritt und zwar ein auf pflanzengeographischen, geologischen und meteorologischen Studien beruhender Fortschritt in der tropischen Agrikultur und damit in den Handels- und Preisverhältnissen! — Vormals kam die Chinarinde von einem in botanischer Hinsicht fast unbekannten Baume, woran selbst durch die Aufstellung der Gattung Cinchona seitens Linné 1742 nicht allzu viel geändert wurde; das 19. Jahrhundert hinwieder hat uns diese Gattung Cinchona erst mehr und mehr klar gelegt durch scharfe Abgrenzung von den zahreichen verwandten Gattungen, durch eifrige Forschungen über ihre Gliederung in Arten und Unterarten, durch vollständige Ergründung ihres streifenartig schmalen, in langem Bogen durch 30 Breitegrade ausgedehnten natürlichen Wohngebietes. Der französische Chinologe und Botaniker Weddell († 1877), der an den eben skizzierten an Ort und Stelle ausgeführten botanischen Forschungen wohl den größten Anteil hat, glaubt in seiner großen China-

---

[1]) Schelenz, Gesch. der Pharmazie (Berlin 1904) S. 622, macht Frdr. Ferd. Runge, geb. 1795 (oder 1794?), zum »wahren Entdecker des Chinins oder jedenfalls einer Chinabase«, weil er bereits 1809 über eine in der Königschina gefundene Basis berichtet habe. Aber die Jahreszahl 1809 ist sicher unrichtig. Ist 1819 gemeint?

[2]) So ging die Gesamtausfuhr der amerikanischen Häfen an Rinde von 1881—1885 von rund 5 Mill. kg auf 260,000 kg zurück, während z. B. Ceylon 1872 etwa 100,000 kg, 1882 etwa 1 Mill. kg und 1886 bereits ca. 6 Millionen kg Kulturrinde auf den Londoner Markt brachte.

monographie die Behauptung aufstellen zu dürfen[1]), daß kaum ein Gegenstand der Naturgeschichte die Aufmerksamkeit der tüchtigsten Gelehrten so sehr in Anspruch genommen habe wie der Chinabaum und seine Rinde. Vor allem die Rinde selber war dereinst in ihren zahllosen Formen und Farben, in ihren großen und kleinen, dünnen und dicken Stücken, in all ihren für die Sinne erfaßbaren Eigenschaften, in ihren Wachstums- und Altersverhältnissen u. s. w. das weite Gebiet einer »eigenen Wissenschaft«, in der man aber trotz größten Fleißes mit der traditionellen Methode nicht wesentlich weiter kam; erst die mikroskopische Anatomie brachte hier, vorab seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, mit neuen Wegen auch neue Erfolge und besonders einen klaren Einblick in den ganzen Aufbau der Rinde und aller ihrer Teile. Mag auch bei der heutigen Gewinnung der Kulturrinde diese Erkenntnis für die Praxis weniger bedeutungsvoll geblieben sein und deshalb die »Chinologie« als selbständiges Forschungsgebiet wegfallen oder doch nur sehr modifiziert weiter bestehen[2]), ihr Wert für die botanische Erforschung der Cinchoneae und für die Herausbildung einer wissenschaftlicheren Arbeitsmethode in der Pharmakognosie wird dadurch nicht gemindert.

Erscheint es nach diesen kurzen Andeutungen nicht verlockend, die Geschichte der Chinologie im 19. Jahrhundert zusammenhängend zu bearbeiten? Da würden uns 100 und mehr Namen berühmter Chinologen, die aus dem Gebiete der Botanik, Pharmakognosie, Medizin, Chemie und Geographie sich zur Erforschung der China zusammenfanden, begegnen. Wir hätten anzustaunen ein unausgesetztes Mühen und Forschen des menschlichen Geistes, ein Eingreifen fast aller Kulturstaaten, eine überaus erfolgreiche Tätigkeit an einem für den gewöhnlichen Menschen so unscheinbaren und nichtigen Gegenstande, an Stücken einer Baumrinde. Auf dem IX. internationalen pharmazeutischen Kongreß, der im Ausstellungsjahre 1900 in Paris gehalten wurde, hielt A. Tschirch, Professor der Pharmakognosie an der Universität in Bern, einen chinologischen

---

[1]) Weddell, Histoire naturelle des Quinquinas. Paris 1849, Fol. Die Einleitung beginnt mit den Worten: »Peu de sujets en Histoire naturelle ont eu le privilège d'exciter l'intérêt général à un plus haut degré que le quinquina; aucun, peut-être, n'a mérité jusqu'ici l'attention de plus d'hommes éminents.«

[2]) Die Chinologen bildeten 1877 auf dem Amsterdamer botan. Kongreß noch eine eigene Sektion, zu der Vertreter aus Deutschland, England, Frankreich, Holland, Österreich und der Schweiz gehörten. Österreich war vertreten durch Professor A. E. Vogl, der unter den Erforschern der Chinarinde in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts eine ganz hervorragende Stelle einnimmt. Vgl. die Schrift von Professor J. Nevinny, A. E. Vogl, ein Lebensbild. Wien 1904, ferner A. Tschirch, Die Chinologen des 19. Jahrhunderts, Sonder-Abdr. aus Pharm. Post 1901, 22 S.

Vortrag.[1]) Er führte in demselben die Galerie der »Chinologen des XIX. Jahrhunderts« vor Augen. Seine Ausführungen geben einerseits einen kurzen Abriß der neuzeitlichen Geschichte der Chinarinde, anderseits deuten sie aber auch zur Genüge die gewaltige Arbeit an, welche zu leisten wäre für die Abfassung einer allseitig erschöpfenden Geschichte der Chinologie des 19. Jahrhunderts. Ob übrigens die geeignete Zeit für eine solche Arbeit schon gekommen ist? Wohl nicht. Diese Forschungen dürften vielfach noch zu sehr dem Lichte der Gegenwart ausgesetzt sein, um eine objektive, abschließende Beurteilung finden zu können. Es fehlt indes nicht an einer ausgedehnten Literatur, welche mit dem Verlauf und den Ergebnissen der neuen chinologischen Forschung bekannt zu machen geeignet ist, und alle diese Bausteine für eine einheitliche, große Geschichte der Chinologie des 19. Jahrhunderts lassen erkennen, daß dieses Werk in der Gesamtgeschichte der Naturwissenschaften ein glänzend geschriebenes und gern gelesenes Blatt bilden wird.

Ist das 19. Jahrhundert die chinologische Neuzeit, so kann das 18. Jahrhundert mit Recht als das chinologische Mittelalter und das 17. als das chinologische Altertum bezeichnet werden. Bezüglich des chinologischen Altertums steht es ganz anders mit der geschichtlichen Kenntnis und Forschung. Die Probleme der Gegenwart berühren sich kaum mehr mit denen der fernen Zeit von 1650 bis 1700, sie verlangen also auch über diese ferne Vergangenheit der Chinarinde keinerlei Wissen. Der großen Flut von Chinaliteratur in der Neuzeit, dem 19. Jahrhundert, entspricht eine nur bescheidene Zahl von altmodisch abgefaßten, dazu recht selten gewordenen Schriften aus dem Altertum, dem 17. Jahrhundert. Es darf ausgesprochen werden, daß selbst in den Fachkreisen der Chinologen und in den Schriften, welche neuerdings die Chinologie in den verschiedensten Richtungen ganz hervorragend gefördert haben, sich nur geringe Kenntnisse über diese älteste Periode der Chinarinde finden, Kenntnisse, die zudem eine genauere Prüfung an den ältesten Quellenwerken sowie die Sonde einer schärferen Kritik zum Teil nur wenig vertragen. Übrigens geben die Spezialforscher in diesem Gebiete, welche für ihr Forschungsobjekt auch historischen Sinn haben, diese Tatsache meist ohne weiteres zu.[2])

Wenn nun die Chinaforschung im 19. Jahrhundert so reiche Ernte geliefert hat, soll dann dieses dunkle Gebiet nicht auch ins Licht gesetzt werden? Und wenn diese Rinde die große Wohltäterin für die Menschheit

[1]) Siehe vorige Anmerkung. Über die Entwicklung der Chinologie im 19. Jahrhundert findet der Leser hier auch eine reiche Angabe von Literatur.

[2]) Die Anführung einiger Data aus dem 17. Jahrhundert ist noch keine Geschichte der Rinde. Und wenn diese wenigen, aber in hundert und hundert Schriften wiederholten Data noch z. T. unsicher, z. T. durchaus unrichtig sind, so ist das umso schlimmer.

geworden ist, sollen wir da nicht nach Aufklärung suchen, wie der amerikanische Ureinwohner und der europäische Einwanderer, wie Italien und Spanien und ganz Europa zur Wertschätzung dieser bitteren, giftigen, unscheinbaren Baumrinde gelangt sind? Oder sollte es nicht möglich sein, zu den Quellen dieses Stromes, der leben- und segenspendend von Jahr zu Jahr durch die Kontinente flutet und millionenfach zerteilt die Wege des Blutkreislaufes in den einzelnen Menschen durcheilt, vorzudringen? Als vor wenigen Jahren die Übertragung und der ganze Lebenslauf der Malariaparasiten klar gelegt worden war, hat man sich die Mühe genommen, die Schriften der vergangenen Jahrhunderte zu durchstöbern und alle irgendwo aufgetauchten Vermutungen und Andeutungen über die Beziehung von stechenden Insekten zur Malaria zusammenzustellen. Um so weniger dürfte es überflüssig sein, nicht etwa bloße Vermutungen, sondern die sicheren, historisch nachgewiesenen oder nachweisbaren Beziehungen der Chinarinde zur Malaria, mit welchen die zweite Epoche in der Geschichte der Malaria nach Mannaberg beginnt, klar und objektiv darzulegen. Wenn am Schlusse des 19. Jahrhunderts nach der Angabe hervorragender Pharmakognosten die Chinologie aufgehört hat, eine »eigene Wissenschaft« zu sein, wenn der wesentlich dem 19. Jahrhundert zu dankende Bau jetzt vollendet dasteht, so ist damit ein wissenschaftliches Werk aufgeführt, dessen Fundamente im 17. Jahrhundert gelegt wurden. Vergessen wir über dem fertigen Bau die Prüfung seiner Fundamente nicht.

Sollte es auch nicht gelingen, den Prometheus ausfindig zu machen, der die Rindenstäublein zuerst auf ragender Bergeshöhe gesammelt und als Bezwinger der gewaltigen inneren Feuersgluten dem kranken Menschen überreicht hat, so läßt sich dennoch viel Dunkles aufklären, viel Falsches berichtigen, viel Vergessenes und Verschollenes wieder hervorziehen. Und wenn die Schwierigkeiten, unter denen im 19. Jahrhundert die Chinologie zu ihren Erfolgen gelangte, groß und selbst sehr groß waren, die älteste Geschichte der Rinde wird uns sagen, daß die Schwierigkeiten, welche bei Einführung und Verbreitung der Rinde zu überwinden waren, noch bedeutender gewesen sind. Daß wir heute das Heilmittel benützen können, verdanken wir denen, die vor 250 Jahren die Sache der Rinde und der Menschheit verfochten haben gegen übermächtige Feinde, und somit sind auch wir interessiert an den damaligen Kämpfen und Siegen.

Der Leser erkennt, daß wir eintreten für eine kritische, allseitige Geschichte der Chinarinde während der ältesten Zeit ihres Gebrauches, zunächst während des 17. Jahrhunderts. Tatsächlich war es die Absicht des Verfassers, dieser Programmabhandlung den Titel zu geben: »Das

erste Jahrhundert der Geschichte der Chinarinde (1640—1740).« Doch sehr bald zeigte es sich, daß die Vorarbeiten für ein solches Thema nicht genügend vorhanden sind, daß es noch viel Zeit und Arbeit brauchen wird, bis diese Frucht zur Reife gelangt. Bei tieferem Eindringen in den Stoff kam die Erkenntnis, daß sich aus den geschichtlichen Mitteilungen über die Chinarinde, welche seit hundert und mehr Jahren in den chinologischen Schriften gegeben werden, wegen der schiefen und falschen Behauptungen, der kleinen und großen Irrtümer ihre wahrheitsgetreue Geschichte nicht gewinnen läßt. Da bleibt nur übrig, auf die älteste gleichzeitige Literatur zurückzugehen und diese gründlich zu durchforschen.

Aber stand die älteste Chinaliteratur nicht auch der bisherigen Forschung offen? Sicher, da es sich ja um gedruckte Werke und kaum um Handschriften oder erst in jüngster Zeit zugänglich gewordene Schriften handelt. Somit erscheint es zunächst schwer verständlich, warum ein erneutes Zurückgehen auf die alten, etwa vor 250 Jahren erschienenen Schriften erforderlich sein sollte. Doch die Klarlegung gerade dieses Punktes soll der eigentliche Gegenstand meiner ersten Abhandlung zur ältesten Geschichte der Chinarinde sein. Es ist zu zeigen, daß wir vor allem deshalb eine gründliche Geschichte der Chinarinde im 17. Jahrhundert nicht besitzen, weil die älteste Chinaliteratur nicht systematisch durchforscht wurde. Positive Ergebnisse zu bringen und zu begründen, ist in der vorliegenden Arbeit erst an zweiter Stelle beabsichtigt. Freilich ergibt sich einiges unmittelbar, anderes sowie die eingehende Begründung mehrerer hier nur angedeuteter Punkte wird in späteren Abhandlungen, die z. T. schon ausgearbeitet vorliegen, geboten werden.

Die Cinchonen erregten vor etwa 10 Jahren bei längeren Umbelliferenstudien zuerst meine nähere Aufmerksamkeit.[1]) Die äußere Ähnlichkeit einer Cinchonen- und Umbelliferenfrucht muß ja auffallen, und so unterzog ich damals auch einige Cinchonafrüchte näherer Betrachtung. — Es folgten bald die ersten Entdeckungen über die Lebensweise und den Lebenslauf der Malariaparasiten, die ich, kurz vorher mit Zellen- und Protozoenstudien im Prager zoologischen Institut beschäftigt, mit besonderem Interesse verfolgte und nach ihrem Abschlusse in einer Broschüre weiteren Kreisen zugänglich zu machen suchte.[2]) — Der Leser dürfte endlich wohl nicht fehlgehen in der Annahme, daß die ehemals so verbreiteten Bezeichnungen unseres Heilmittels wie Jesuitenrinde, Pulvis

[1]) Vgl. J. Rompel, Krystalle von Calciumoxalat in der Fruchtwand der Umbelliferen und ihre Verwertung für die Systematik, Sitzungsber. d. kais. Akad. der Wissenschaften in Wien. Math.-naturw. Kl., Bd. CIV (1895), 58 S. 2 Taf.

[2]) J. Rompel, Malaria, Parasit und Stechmücke, ein Abschnitt moderner biologischer Forschung. Hamm i. W., 1902, 36 S.

Patrum, Pulvis Cardinalis, Pulvis Lugonis u. s. w. in etwa ebenfalls auf den Verfasser eingewirkt haben. Gern habe ich manchen Blick in die naturgeschichtlichen Werke der Jesuiten des 17. und 18. Jahrhunderts geworfen; daß dabei die Chinarinde, welche entsprechend den erwähnten Bezeichnungen nach übereinstimmendem Bericht der alten wie neuen Chinaschriftsteller mit dem Orden sozusagen eng verknüpft war, nicht unbeachtet blieb, ist wohl selbstverständlich.

II. Das bisherige Studium der ältesten Chinaliteratur.

In den chinologischen Schriften des 19. Jahrhunderts findet sich die älteste Geschichte der Chinarinde vielfach mit imponierender Sicherheit vorgetragen. Alles scheint in bester Ordnung, so daß man einem Bedenken unter der Lektüre kaum Raum geben kann. Bei näherer Prüfung ist man verwundert, zunächst eine, dann mehrere, dann viele Angaben zweifelhaft, ungenau, unrichtig zu finden. Freilich sind nicht alle Schriften von dieser Art; in manchen wird betont, daß hier vieles dunkel sei.

Erst nach längerer Beschäftigung mit der alten Chinaliteratur legte ich mir die Frage vor: Weshalb ist die Darstellung der ältesten Geschichte der Chinarinde, wie sie in gelehrten und in populären Schriften seit Jahrzehnten fast stereotyp vorgetragen wird, eine ungenügende? Man hört und liest nicht selten, daß uns über diese Periode leider nur dürftige Mitteilungen zugekommen sind. Ist diese Klage berechtigt? Vermag die Tatsache einer nur dürftigen Literatur den gerügten Mangel zu erklären? Eine teilweise Berechtigung läßt sich der vorgebrachten Klage gewiß nicht abstreiten. Aber sollte man alsdann nicht um so eher erwarten, daß diese wenigen Mitteilungen um so gründlicher und kritischer ausgebeutet, daß die verstreuten Einzelheiten sorgfältig gesammelt würden, um eben das Erreichbare auch wirklich zu erreichen? Faktisch geschah eher das Gegenteil; je weniger man hatte, um so sorgloser ging man vielfach damit um. Es war allerdings leichter, statt genauer Forschungen freie Erfindungen zu liefern und in phantasievoller Darstellung allenthalben zu verbreiten. Die »Chinasagen«, welche die Neuzeit im Lichte moderner kritischer Geschichtsforschung geschaffen und als älteste Geschichte der Chinarinde unter den europäischen Kulturvölkern verbreitet hat, erinnern schon stark an die alte Chinasage vom fieberkranken amerikanischen Löwen, der sich mit der Rinde kurierte. Der die Fieberrinde fressende Löwe hat nie existiert. Aber war etwa eine Gräfin Anna de Osorio von 1629 bis 1639 als Vizekönigin von Peru in Lima? Ist etwa eine Gräfin Chinchon mit der Rinde nach Spanien zurückgekehrt, um dort und weit über Spaniens Grenzen hinaus durch ganz Europa die Fieberrinde zu verteilen? In ergreifenden Schilderungen wird dies und manches

andere vorgetragen, aber es sind nur sagenhafte Erzählungen, deren Unrichtigkeit sich erweisen läßt. Doch wir schweifen ab.

Zwar hat man im 19. Jahrhundert einiges über den Gebrauch der Rinde im 17. Jahrhundert aus gleichzeitigen Handschriften veröffentlicht. Es ist aber wenig geblieben und dieses Wenige reicht vielfach nicht bis in die früheste Zeit zurück. Auch sind nicht einmal die sämtlichen einschlägigen neueren Publikationen dieser Art von den Chinologen für die Geschichte der Chinarinde verwertet worden. Was in die historischen Abschnitte der pharmakognostischen Werke aufgenommen wurde, sind vorwiegend Angaben darüber, wann und zu welchen Preisverhältnissen die Chinarinde in den Apotheken mehrerer Städte Eingang gefunden hat. Aber selbst für diesen Gegenstand hätte die älteste gedruckte Chinaliteratur des 17. Jahrhunderts auch ihre Beiträge geliefert.

Doch hier sind wir an dem wunden Punkte der Chinologie des 19. Jahrhunderts angelangt. Sie hatte, so scheint es fast, eine gewisse Scheu vor den ältesten gedruckten Chinaschriften. Es kann ja nicht zweifelhaft sein, daß für die Geschichte der Einführung und Verbreitung der Chinarinde durch Auffindung und Veröffentlichung von handschriftlichem Material noch weitere Aufklärung zu erlangen ist, aber inzwischen sollte der Chinologe bei der Bearbeitung des historischen Abschnittes eines Chinawerkes nicht vergessen, daß eine für die Geschichte der Rinde recht beachtenswerte Literatur bereits vor dem Jahre 1670 gedruckt erschienen ist. Und doch hat man gerade diese Literatur vielfach gar nicht, vielfach nur wenig und oberflächlich berücksichtigt; von einer erschöpfenden Durcharbeitung derselben kann keine Rede sein. Zweifellos ist diese Arbeit zunächst zu leisten.

Freilich, dem Anscheine nach ist die älteste Literatur in neuerer Zeit stärker herangezogen worden. Aber dieser Schein trügt. Die Kenntnis der alten Literatur beschränkt sich auch hier oft nur auf das Titelblatt einer Chinaschrift, ja sehr häufig ist der zitierte Titel einer solchen Schrift nicht aus dem Original, sondern aus zweiter, dritter u. s. w. Hand übernommen worden. Nur bei einer solchen Arbeitsmethode erklären sich die in der Chinaliteratur so verbreiteten, durch Generationen vererbten Fehler, welche beim Zitieren der alten Schriften bezüglich des Titels, des Druckortes, des Erscheinungsjahres und selbst des Verfassers bis zum Übermaße und Überdruß begangen worden sind.

Gab es besondere Umstände, durch welche diese literarischen Mängel hervorgerufen wurden und teilweise entschuldigt werden können? Wie uns scheint, sind deren mehrere vorhanden. Hier, wie in anderen naturgeschichtlichen Fragen, ist zunächst zu beachten, daß in früherer Zeit, also im 18. und auch noch im größeren Teil des 19. Jahrhunderts, der historischen Seite der Naturwissenschaften meist recht wenig Verständnis

entgegengebracht wurde. Man sieht es oft den Arbeiten dieser Zeit an, daß der Verfasser sich damit begnügte, seinen Traktat über die China schließlich auch mit einigen, flüchtig zusammengelesenen historischen Notizen zu »schmücken«. Auf besonders lobenswerte Ausnahmen wird weiterhin aufmerksam gemacht. Für das 19. Jahrhundert muß geltend gemacht werden, daß man allseits die ganze Arbeitskraft einsetzte, um die zahlreichen Probleme, welche den Chinologen neuerdings vorlagen, mit Erfolg zu lösen; man lebte mit Recht vorab der Gegenwart und den Aufgaben, welche sie stellte. — Es kommt weiterhin noch ein Doppeltes in Betracht. Bekanntlich ist die älteste Chinaliteratur selten und z. T. sogar sehr selten; demnach ist sie auch schwer zugänglich, so daß es fast eine Sache der Unmöglichkeit ist, die Chinaliteratur vor dem Jahre 1670 vollständig einzusehen und zu durchforschen. H. v. Bergen klagte vor 80 Jahren darüber und ich kann mir nach eigenen Erfahrungen lebhaft vorstellen, wie ein Mann von dem historischen Sinn A. F. Flückigers durch diese Unzugänglichkeit der Literatur behindert wurde. Sodann dürfte zu beachten sein, daß diese Literatur ganz in lateinischer Sprache abgefaßt ist, in der man zudem noch einer uns heute vielfach fremden philosophischen, chemischen, medizinischen Terminologie begegnet. Auch wird nur derjenige die älteste Geschichte der Chinarinde richtig erfassen und zur Darstellung bringen, der neben einem guten Einblick in die Geschichte der Zeit einige Kenntnisse hat von den damaligen kirchlichen Verhältnissen, von dem Amte eines Kirchenfürsten, von der Organisation des Jesuitenordens u. s. w., Kenntnisse, welche einem Vertreter der Naturwissenschaften immerhin ferner liegen. Es ist somit begreiflich, daß einerseits manche Schriftsteller von einem genaueren Studium dieser Literatur abgeschreckt wurden, zumal brauchbare Mitteilungen sich vielfach nur vereinzelt vorfinden, und daß anderseits, soweit eine Benützung der ältesten Literatur erfolgte, leicht mancher Fehler sich einschleichen konnte.

Gern führen wir alle diese Punkte zur Entschuldigung an. Eines kann allerdings nicht entschuldigt werden, die Tatsache nämlich, daß selbst in wissenschaftlichen Werken nicht klipp und klar ausgesprochen worden ist, in welchem Umfange die älteste Literatur vom Verfasser selber eingesehen, durchforscht und in der vorgelegten Schrift verwertet wurde, oder mit anderen Worten die Tatsache, daß Titel aus der ältesten Chinaliteratur in Fußnoten und Literaturverzeichnissen angeführt sind, während die Sätze des Textes zur Evidenz zeigen, daß von einer Benützung des zitierten Werkes nicht die Rede sein kann. Leider findet sich dieses Verfahren in der wissenschaftlichen Chinologie nicht allzu selten. Damit unsere Bemerkungen nicht wie unbewiesene Behauptungen klingen, sei zunächst eine kritische Übersicht der einschlägigen historischen Literatur gegeben.

Aus dem 18. Jahrhundert mögen nur wenige Schriften kurz erwähnt werden und zwar solche aus den letzten Jahrzehnten desselben. Daß Hallers zweibändige Bibliotheca botanica (Tiguri 1771 und 1772) bedeutungsvoll ist für diese Zeit, dafür bürgt uns der Name des Verfassers. Indes ist sie bezüglich der ältesten Chinaliteratur nicht frei von Fehlern, ganz abgesehen von der Unvollständigkeit der Angaben. Auch Baldinger beschäftigte sich mehrmals mit der ältesten Chinaliteratur; von seinen diesbezüglichen Veröffentlichungen sei hier nur hingewiesen auf Literatura universa materiae medicae, Marburgi 1793. Die gründlichste Studie des Jahrhunderts brachte aber ohne Zweifel das Jahr 1785 unter dem Titel: »Observations on the late intermittent fevers; to which is added a short history of the Peruvian Bark: by Sir George Baker«[1]). Auf etwas über 40 Oktavseiten, S. 173—216, ist der historische Teil der Arbeit, der nur das 17. Jahrhundert berücksichtigt, wiedergegeben. Selbstverständlich ist vor allem die Einführung und Verbreitung der China in England geschildert. Doch sind auch mehrere Schriften aus der Zeit 1653—1663, welche auf dem Kontinent erschienen waren, benützt; einige Fehler finden sich allerdings schon im Abdruck der Titel und ein Teil der alten Literatur wird gar nicht erwähnt. Auf Baker geht die spätere Literatur vielfach zurück; seine Darstellung der ältesten Geschichte wird zum Quellenwerk, bis man einige Jahrzehnte später neue ausführliche Bearbeitungen erhielt.

Damit sind wir im 19. Jahrhundert. Von großer Bedeutung ist das fleißige Werk des Hamburger Drogerie-Maklers Heinrich von Bergen, welches in mancher Beziehung die beste historische Studie liefert[2]). Es wurde wie für andere Teile der Chinologie, so auch für den historischen grundlegend. Aus ihm haben selbständige Werke wie Artikel in Enzyklopädien und verschiedenartigen Lexika lange geschöpft. Flückiger sagt noch 1891: »Namentlich muß auch in betreff der Geschichte des Heilmittels auf die Bergensche Monographie verwiesen werden.«[3]) Und

---

[1]) In der Zeitschrift: Medical Transactions, published by the College of Physicians in London. Vol. III, London 1785. Hier ist es Aufsatz XII (im Original steht durch einen Druckfehler XIII), S. 141—216; auf S. 141 steht unter dem Titel noch die Angabe »Read at the College, Jan. 10. 1785.« Der Index des zit. Vol. III macht uns p. VIII mit dem Verf. in folgender Weise näher bekannt: »Sir George Baker, Baronet, Physician in ordinary to the Queen; Fellow of the College of Physicians, of the Royal Society, and the Society of Antiquaries, in London; and of the Royal Society of Medicine in Paris.«

[2]) Versuch einer Monographie der China. Hamburg 1826, XII u. 348 S. Gr. 4°, 8 Kupfertafeln in Fol. und 10 Tabellen.

[3]) Pharmakognosie, 3. Aufl. S. 583. Berlin 1891.

Garcke behauptet gar, daß v. Bergen »alles zusammentrug, was bisher über die Cinchonen und ihre Rinden publiziert war«[1]).

In der Tat zeugt die ganze Anlage und Durcharbeitung des Bergenschen Werkes von jahrelanger Mühe und Arbeit. Im Vorwort bemerkt der Verfasser, daß er sich »eine Reihe von Jahren mit dem Gegenstand beschäftigt« hat.[2]) Auch dem geschichtlichen Teil des Werkes ist der Fleiß des Verfassers sehr zugute gekommen, wenn er auch nicht den besten Abschnitt des Ganzen bildet. Wir erfahren schon auf S. VII des Vorworts, daß der Zweck der von ihm verfaßten Arbeit »die genauere Prüfung der Geschichte der China bis auf die ältesten Zeiten ganz unerläßlich« machte. »Dort fand sich mehr, als ich erwartet hatte. Manches schien eines erneuerten Andenkens nicht unwert, anderes bis jetzt fast überall zu wenig beachtet, und so zeigte es sich dann sehr bald, daß ich an einen beinahe unerschöpflichen Stoff geraten sei.«

Er wollte in dem geschichtlichen Teil seines Werkes ein Doppeltes leisten, einmal die Darstellung der Geschichte der China geben, sodann aber auch alles Wesentliche aus älteren und neueren Schriften hinlänglich gesammelt vorlegen, um damit jene Schriften selbst größtenteils entbehrlich zu machen. (Vgl. S. VIII der Vorrede). Wurde dieses doppelte Ziel bezüglich der ältesten Periode erreicht? Nach den Anforderungen, welche heute an die Geschichte der Naturwissenschaften gestellt werden, müssen wir diese Frage verneinen. Als Mängel empfindet man die Unzulänglichkeit der Materialiensammlung, die ungenügende Ausnützung der zitierten Werke zur Gewinnung der geschichtlichen Darstellung sowie die Unklarheit in den Angaben der für die Arbeit benützten Literatur.

Gegenüber den Lobeserhebungen anderer, die ja vielfach selber wenig Einblick in die älteste Chinaliteratur genommen und aus v. Bergen geschöpft haben, sei hier darauf hingewiesen, wie wenig schließlich der Verfasser selbst mit dem geschichtlichen Teil seines Werkes zufrieden war.

---

[1]) Wittstein, Handwörterbuch d. Pharmakognosie des Pflanzenreichs. S. 127. — A. Tschirch bezeichnete noch jüngst in seinem oben erwähnten Vortrag das Buch von Bergens als »ein auch für die Geschichte der Chinologie wichtiges Werk.«

[2]) Bei Schelenz (Geschichte der Pharmazie, 1904, S. 664) wird der Verfasser als W. von Bergen aufgeführt. Der Vorname ist aber Heinrich, wie sich aus dem Titel der Monographie sowie aus dem »Lexikon der hamburg. Schriftsteller« (Bd. I, p. 226) ergibt. Leider hat H. von Bergen in der Allgem. Deutschen Biographie keine Aufnahme gefunden. Da das Vorwort der Chinamonographie vom März 1826 datiert und v. Bergen am 8. April 1792 geboren ist, so hatte er das schöne Werk bereits im Alter von 34 Jahren fertig gestellt. Freilich kam ihm dabei sehr zu statten, daß seine Heimatstadt Hamburg damals unter den Chinahandelsplätzen des Weltmarktes die zweite Stelle einnahm. H. v. B. starb bereits am 29. Sept. 1836. Er war associiertes Mitglied der hamburg. Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe und Ehrenmitglied des Apotheker-Vereins im nördlichen Deutschland.

Da diese Worte für den Gegenstand unserer historischen Studien in mehrfacher Beziehung bedeutungsvoll sind, mögen sie hier ganz folgen: »Es würde im höchsten Grade interessant sein, wenn man sich eine vollständige Übersicht verschaffen könnte, auf welche Art die Fieberrinde zuerst in Europa bekannt wurde, welche Vorurteile ihr entgegen wirkten, was für heterogene Schicksale sie in der medizinischen Welt erlebte und wie viele Schwierigkeiten sie zu besiegen hatte, ehe sie festen Fuß fassen konnte. Zu einer so vollendeten Übersicht zu gelangen, haben wir wohl keine Hoffnung . . . . Unsere ganze Kenntnis von der Art der Entdeckung sowohl als von der Zeit der ersten Verbreitung der Fieberrinde gründet sich größtenteils auf Berichte und Vermutungen späterer Schriftsteller. Ich habe mich indessen bemüht, mir soviele Erläuterungen als möglich zu verschaffen, und jede, selbst die unbedeutendste Schrift, welche etwas für meinen Zweck hoffen ließ, sorgfältig durchgesehen. Meine Mühe ist auch nicht ganz ohne Erfolg geblieben; denn obgleich sich in dem, was ich meinen Lesern jetzt mitteilen werde, noch manche Lücke findet, so darf ich doch hoffen, einige nicht unwichtige Punkte berichtigt und meine Vorgänger durch größere Genauigkeit in manchen Angaben übertroffen zu haben«. (S. 83). Zutreffend ist, was v. Bergen in diesen Sätzen über seine Resultate ausführt, weniger genau, was er bezüglich der älteren Literatur angibt. Es ist doch nicht ganz richtig, wenn er für die Entdeckung und erste Verbreitung der Rinde »größtenteils« Berichte und Vermutungen späterer Schriftsteller annimmt. Diese Bemerkung zeigt aber deutlich, daß er die älteste, in seltenen Schriften niedergelegte, schwer zugängliche Literatur nicht vollständig eingesehen hat. Es läßt sich nicht annehmen, daß v. Bergen sich um diese Schriften nicht bemüht habe; trotz aller Bemühung wird es ihm nicht immer gelungen sein, sie ausfindig zu machen und zu erhalten.

Sehr gut erkannte v. Bergen bei seinen Forschungen, daß viele seiner Vorgänger mit dem Studium der Originalliteratur sich wenig beschäftigt hatten und daß durch fortgesetzte Abschreiberei ohne Zurückgehen auf die ältesten Quellen sowohl die Literaturangaben wie die geschichtlichen Mitteilungen von Unrichtigkeiten allenthalben durchsetzt waren. Mit Recht hat er für solche Oberflächlichkeit scharfe Rügen. So berichtet er z. B., wie der Genuese Sebastiano Bado, der berühmte Anwalt der Chinarinde, auf die schriftliche Angabe des spanischen Arztes Villerobel hin das Jahr 1632 für die erstmalige Überbringung der China nach Europa angibt, und fährt dann fort: »Auffallend ist es, daß von den meisten Schriftstellern, welche den erwähnten Seb. Badus zitiert haben, die eben erzählten Data ganz übergangen sind, und daß sie ohne Weiteres den Zeitpunkt der ersten Einführung der China auf 1640 festsetzten. Es scheint daraus hervorzugehen, was ich leider

nur zu oft zu bemerken Gelegenheit hatte, daß auch bei diesem Gegenstande der spätere Autor die Angaben und Zitate des früheren nachgeschrieben hat, ohne sich um die Quelle derselben oder ihre Richtigkeit zu kümmern.« (S. 85). Leider habe ich später zu zeigen, daß man auch im Lichte des 19. Jahrhunderts dasselbe Verfahren fortsetzte, und bedauerlich ist, daß v. Bergen selbst sich davon nicht frei gehalten hat und so zu schlimmen Irrtümmern gekommen ist.

Der erste Abschnitt der Bergenschen Monographie gibt auf 72 Seiten ein Literaturverzeichnis über die Chinarinde; diese Zusammenstellung war sehr dankenswert und wurde späteren ähnlichen Verzeichnissen zugrunde gelegt. Ein bedeutender Mangel desselben ist indessen, daß nicht ersichtlich gemacht wurde, welche von den hier aufgeführten Werken dem Verfasser vorlagen und welche er nur dem Titel nach aus früheren Autoren einfach herüber genommen hat. Die Annahme, von der ich zunächst ausging, es seien alle aufgeführten Werke vom Verfasser eingesehen worden, erwies sich bei näherer Prüfung für eine ganze Anzahl von Schriften als durchaus irrig. So bin ich z. B. zur festen Überzeugung gelangt, daß von Bergen das für die Geschichte der Rinde grundlegende Werk des Seb. Bado ›Anastasis Corticis Peruviae‹ nie im Original eingesehen, sondern nur Auszüge, wie sie sich in Mortons Pyretologia (1692) oder in der schon zitierten Abhandlung Bakers finden, benützt hat. Schon der Titel des Werkes wird S. 3 fehlerhaft abgedruckt (ganz wie bei Baker!). Bei vielen Titeln seines Literaturverzeichnisses verweist v. Bergen in Anmerkungen auf Schriften anderer Autoren (Baldinger, Geoffroy, Haller, Horbius, Zorn u. s. w.), ohne freilich jemals anzugeben, er habe eben nur aus diesen Schriften die angeführten Titel entnommen, die Werke selber aber nicht eingesehen. Da nun solche Autorenzitate bei den meisten Schriften seines Verzeichnisses beigebracht werden, würde bei der Annahme, daß v. Bergen keine der so bezeichneten Schriften selber eingesehen habe, nur wenig von selbständigem Studium der ältesten Chinaliteratur übrig bleiben. In diesem Punkte ist v. Bergen zum wenigsten nicht zu einer klaren Darstellung gelangt. Ähnliches zeigt sich auch an anderen Stellen des Werkes. Bei dem anerkennenswerten Bestreben, mehr das Gute seiner Vorgänger zu benützen, als ihre Mängel zu rügen, durfte v. Bergen es nicht unterlassen, die auf eigene Studien gegründeten Ergebnisse als solche zu bezeichnen und sie dadurch von den aus anderen Autoren einfach herübergenommenen Angaben zu unterscheiden.

Es mag hier bezüglich eines Teiles der ältesten Chinaliteratur noch auf ganz besondere Schwierigkeiten, welche ihrer Benützung entgegenstanden, zugunsten von Bergens und späterer Schriftsteller hingewiesen sein. Dieser Teil der Literatur war nicht bloß selten und schwer zugänglich, er war sozusagen völlig verschollen und hätte neu entdeckt werden müssen,

Hierher gehören in erster Linie Schriften allgemein botanischen, pharmazeutischen, medizinischen oder kulturgeschichtlichen Inhaltes sowie Briefsammlungen aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Aber auch Werke, welche die Chinarinde zum einzigen Gegenstand haben und auf dem Titel tragen, verschwanden fast völlig aus der Bibliographie wie aus der Geschichte der China. Wieviele mögen im 18. und selbst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts das Werkchen des Seb. Bado, welches 1656 gegen den Löwener Professor Plempius erschien und die zweite Verteidigungsschrift der Rinde ist, auch nur dem Titel nach gekannt haben? Wer wußte zu jener Zeit noch etwas von dem Chinawerk des anderen Genuesen Hieronymus Bardi, welches um 1660 druckfertig vorlag, ja wer weiß heute etwas über dieses Werk und über die Verdienste seines Verfassers um die Chinarinde?[1]) Bei Haller, v. Bergen, K. Sprengel suchen wir die Titel dieser Schriften umsonst. — Es sei wenigstens kurz erwähnt, daß auch Kurt Sprengel in seinem »Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneikunde« (IV[3], Halle 1827, S. 513 ff.) ziemlich ausführlich über die Schicksale der Rinde im 17. Jahrhundert berichtet. Ja nach ihm verdient »die Erzählung von der Erfindung, Einführung und den Schicksalen dieses wichtigen Arzneimittels eine vorzügliche Stelle« in der Geschichte der Medizin.

Doch die Mängel, welche sich bei Haller und Baker, bei v. Bergen und Sprengel finden mögen, wären an sich von geringem Belang, wenn nur die späteren Chinologen ihre Ergebnisse voll aufgenommen und ihre Forschungen weiter geführt hätten. Aber Tatsache ist, daß nach ihnen die Verfasser pharmakognostischer, medizinischer und botanischer Lehr- und Handbücher, also von Werken, welche gerade zur Verbreitung neuer Resultate sehr geeignet sind, zum guten Teil auf dem alten Stande der Forschung verharrten und in manchen Punkten sich nicht einmal so hoch erheben konnten. Die Sache wurde noch schlimmer dadurch, daß man diese Schwäche der historischen Ausführungen durch das Zitieren von Werken, welche in der Tat bei eingehender Benützung besseren Aufschluß gegeben hätten, gleichsam verdeckte. So erhält der Leser, der keine sorgfältigen Studien und Nachprüfungen anstellt, notwendig den Eindruck daß in Flückigers Pharmakognosie (1891) der Abschnitt über die Geschichte der Chinarinde bis 1737 auf eingehendem Studium der dort in den Fußnoten zitierten Literatur beruht; ferner wird jeder urteilen, der durch eine ausgedehnte schriftstellerische Tätigkeit bekannte engl. Gelehrte Cl. R. Markham habe für seine Cinchonaschriften genaue historische Forschungen über die ältesten Schicksale des nach Europa gebrachten Heilmittels angestellt. Tatsächlich hat die Erfahrung bereits gezeigt, wie

[1]) Hieron. Bardi war jedenfalls der begeistertste und auch tüchtigste und tätigste Chinologe« des 17. Jahrhunderts in Italien. Ich werde über seine Person und sein Wirken in einem eigenen Aufsatz berichten.

sehr nicht etwa nur die Leser, sondern die späteren Schriftsteller zu dieser Annahme hingeführt werden; denn der hervorragende wissenschaftliche Ruf beider Männer hat es bewirkt, daß ihre Forschungsergebnisse ungeprüft und ungeschmälert in Zeitschriften und Bücher übergegangen sind. Und doch ergibt eine nähere Prüfung, daß die Dinge z. T. wesentlich anders liegen.[1])

Flückiger bringt über die älteste Geschichte der China in knapper Fassung manches Richtige, was vorher wenig oder nicht bekannt war, aber auch manches Zweifelhafte und Irrige. Hier sei nur diesbezüglich noch bemerkt, daß diese Fehler meist durch mangelhafte Berücksichtigung der ältesten Literatur entstanden sind. Es ergibt sich später Gelegenheit auf einige derselben speziell hinzuweisen.[2])

Bei Markham sind zahlreiche und schlimme Irrtümer aufgenommen; im Gegensatz zu Flückiger hat Markham überhaupt nur geringe Kenntnisse über die älteste Geschichte der China, was bei einem so »begeisterten Verehrer« der Rinde freilich etwas verwunderlich erscheint. Die Unwissenheit in diesem Punkte wird durch einige — z. T. recht mangelhafte — Literaturzitate nur oberflächlich bedeckt und durch die wenigen Notizen, welche für die Geschichte der Rinde als brauchbar gelten können, nicht wett

---

[1]) Für diese wie für andere Stellen der Arbeit bemerke ich noch eigens, daß etwaige Ausstellungen sich nur auf das sehr beschränkte Gebiet der ältesten Geschichte der Chinarinde beziehen, ferner daß mir jeder Angriff von Persönlichkeiten durchaus fern liegt, wie denn die beiden oben genannten Gelehrten wegen ihrer tüchtigen und vielseitigen Leistungen Bewunderung verdienen. — F. A. Flückiger (1828—1894), von Geburt ein Schweizer, war von 1873 bis 1892 Professor der Pharmakognosie an der Universität Straßburg. Mit Recht wird er als der bedeutendste Pharmakognost seiner Zeit angesehen. Er war gleich tüchtig in der Botanik und Chemie, im Laboratorium und auf dem Katheder, bei archivalischen Forschungen und als Schriftsteller. Wenn man bei seiner großen Allseitigkeit noch von besonderen Spezialgebieten, denen er sich mit Vorliebe widmete, sprechen darf, so sind darunter sicherlich drei: Das Studium der Alkaloide, das der Chinarinden und die Geschichte der Drogen. Seine, in wiederholten Auflagen erschienenen Bücher sowie weit über 200 kleinere und größere Abhandlungen zeugen von bewundernswertem Fleiße und von ganz hervorragenden Leistungen. Näheres siehe in der 1895 von A. Tschirch veröffentlichten Biographie (Berlin).

[2]) Von den Werken Flückigers wurden benützt: a) »Pharmacographia«. Ich gebrauchte die französische Bearbeitung des Werkes, welche 1878 erschien unter dem Titel: »Histoire des drogues d'origine végétale«, bearbeitet von J. L. de Lanessan. — b) Die nach der 2. Auflage der Pharmakognosie hergestellte Monographie »Die Chinarinden« (Berlin 1883), ein vorzügliches Werk, das Schumann in den Natürlichen Pflanzenfamilien (l. c.) treffend charakterisiert mit den Worten, daß es über die Cortices Chinae »in kritischer Beurteilung alles Wissenswerte in botanischer, geschichtlicher, pharmakognostischer und chemischer Hinsicht zusammenstellt«. — c) Die letzte (3.) Auflage der Pharmakognosie (Berlin 1891). In die 1867 erschienene erste Auflage der Pharmakognosie Einsicht zu nehmen, durfte ich wohl unterlassen.

gemacht.[1]) Nach welchen Grundsätzen mag in dem Literaturverzeichnis, welches dem Werke Peruvian Bark beigegeben ist, die älteste Literatur ausgewählt sein? So wird zitiert: »Badius, Dr. Sebastian. Cortex Peruvianus, redivivus, profligator Febrium (Genuae 1656)«;[2]) die »Anastasis« aber, das große Chinawerk desselben Verfassers vom Jahre 1663, wird überhaupt nicht erwähnt. Wie kann ein Kenner die Chinaschrift des Plempius mit einem völlig verstümmelten Titel anführen und in Rom und im Jahre 1656 erscheinen lassen? Das sind Fehler aus Markhams Literaturregister, welche sich noch vermehren ließen.

Was sachliche Irrtümmer angeht, so fällt vor allem auf, daß solche aus der ersten Schrift fast 20 Jahre später in Peruvian Bark unverbessert wieder erscheinen, obgleich der Verfasser inzwischen in Spanien eigene Studien für das Werk über die Gräfin Chinchon d. h. also Studien über die älteste Geschichte der Rinde, ihre Einführung und Verbreitung in Europa angestellt hatte. Auch hier handelt es sich wie bei Flückiger vielfach um Verstöße, welche sich nur erklären lassen aus mangelnder Einsicht in die älteste Literatur, welche aber wegen ihrer Wiederholung im Jahre 1880 und wegen der durch sie herbeigeführten starken Verwirrung in der Chinageschichte des 17. Jahrhunderts noch bedauerlicher erscheinen.[3]) Man kann sich auch dem Eindruck kaum entziehen, daß

---

[1]) Cl. R. Markham ist schon seit mehr als 4 Jahrzehnten in der Literatur bekannt. Er hat sich um die geographische Wissenschaft sowie um die Verpflanzung der Cinchonen in die englischen Kolonien große und bleibende Verdienste erworben. Noch im August 1904 konnte der hochbejahrte Gelehrte als Präsident der Royal Geographical Society in London an dem in Stuttgart abgehaltenen Amerikanisten-Kongreß teilnehmen. — Von den zahlreichen Werken Markhams kommen für die älteste Geschichte der Chinarinde in Betracht und wurden von uns verglichen: a) Zwei Reisen in Peru. Leipzig 1865, bes. S. 185—190. — Der deutsche Bearbeiter dieser Reiseberichte ist weder im Titel noch im Vorwort dieser Schrift genannt. — b) A memoir of the Lady Ana de Osorio, countess of Chinchon and vice queen of Peru (A. D. 1629—1639), with a plea for the correct spelling of the Chinchona genus. London 1874. — c) Peruvian Bark, London 1880; aus diesem Werke sind für unseren Gegenstand besonders die ersten Kapitel und das S. 487—516 gegebene Literaturverzeichnis zu beachten.

[2]) Zudem sollte genauer bezw. richtig zitiert werden: »Cortex Peruviae redivivus, profligator febrium assertus . . . a Sebastiano Baldo«.

[3]) Ich bin weit entfernt, bei einem Manne wie Cl. R. Markham irgendwie mala fides vorauszusetzen. Die Tatsache, daß er beim Schreiben für gewisse Personen oder Nationen stark eingenommen war, ließ ihn wohl manches gar nicht und manches andere nicht objektiv sehen. Einen exakten Historiker kann ich in ihm nicht erblicken. Seine Schrift über »Lady Chinchon« ist mehr schwärmerisch als historisch; wir werden uns an anderer Stelle noch damit zu befassen haben. Auch von anderer Seite wird ähnlich geurteilt; so finde ich in Petermanns Mitteilungen 29. Band (1883) S. 237 auf die 1882 erschienene Schrift Markhams »The war between Peru and Chile, 1879—1883« hingewiesen mit der Bemerkung, daß »vor einer kritiklosen Annahme seiner Ansichten gewarnt werden müsse«.

Markham, der große Kenner moderner Sprachen, sich in lateinischen Schriften nur schwer zurecht findet; wie könnte er sonst »pulvera comitissae«, »pulvis febrifugus ventilatio« und ähnliches schreiben!

Es wird nötig sein, die gemachten Ausstellungen wenigstens an einem wichtigen Beispiel näher zu begründen. In dem zitierten Werke Markhams von 1865 findet sich S. 189 folgende Stelle: »Nach der Heilung der Gräfin v. Chinchon wurden die Jesuiten die hauptsächlichen Förderer der Einführung der Chinarinde in Europa . . . Im Jahre 1670 schickten sie pulverisierte Chinarinde nach Rom, von wo sie durch den Kardinal de Lugo an die Mitglieder der Brüderschaft in ganz Europa verteilt und zur Heilung von Fiebern mit großem Erfolge angewendet wurde. Daher der Name »Jesuiten-« oder »Kardinals-Rinde« und daher auch die komische Tatsache, daß sich die Protestanten lange Zeit dem Gebrauche dieses Heilmittels widersetzten, eben weil es von den Jesuiten besonders befürwortet wurde.« So hatte Markham schon einige Jahre vorher in englischer Sprache geschrieben. Was in England und Deutschland behauptet worden war, fand auch Eingang in Frankreich. In einer 1868 zu Paris erschienenen französischen Chinaschrift[1]) finden wir die eben zitierte Stelle fast in wörtlicher Übersetzung, namentlich auch wiederum die Behauptung, daß die südamerikanischen Jesuitenmissionäre erst 1670 Chinarinde an den Kardinal de Lugo schicken, der sie an die Mitglieder des Ordens in Europa verteilt. Auch Italien sollte wenigstens ein Stück von dieser wichtigen Entdeckung erfahren. Professor Celli, der bekannte römische Malariaforscher, beginnt in seinem Buche über die Malaria die Geschichte der Chinarinde mit der Heilung der Gräfin Chinchon in Lima,[2]) welche er in das Jahr 1638 versetzt. Nach diesem Ereignis, über dessen Datierung wir jetzt nicht in eine Diskussion eintreten wollen, sei die Rinde nach Europa gebracht und besonders auch durch die Jesuiten verbreitet worden. Man habe in Europa zwar die günstigen Heilerfolge erkannt, aber nach 32 Jahren habe der Kardinal de Lugo seine Ausbreitung durch ein Dekret protegieren müssen.[3]) Also 32 Jahre nach 1638, d. h. wiederum das Jahr 1670. Inzwischen hatte Markham seine früheren Sätze 1880 aufs neue zum Abdruck gebracht (Peruvian Bark, S. 14), und aus dieser »Quelle«, unter Mitberücksichtigung

[1]) J. L. Soubeiran et Aug. Delondre, De l'introduction et de l'acclimatation des Cinchones dans les Indes Néerlandaises et dans les Indes Britanniques. S. 5. — Nebenbei bemerkt befindet sich auf der nämlichen S. 5 dieser Schrift das Versehen, daß La Fontaine im Jahre 1726, also mehr als 30 Jahre nach seinem Tode, das »Poëme du Quinquina« verfaßt habe, während dieses Gedicht schon 1682 im Druck erschien.

[2]) La Malaria, 2ª edᵉ·, Roma; ohne Jahr, aber 1900 oder 1901 erschienen; S. 147.

[3]) Der letzte Passus lautet im Original wörtlich: »tuttavia 32 anni dopo, il Cardinale di Lugo a Roma dovette proteggerne la diffusione con un decreto dal quale venne alla china il nome di polvere del Cardinale«.

von Flückigers Pharmakognosie, ist wohl die österreichische geographische Literatur durch Dronke um folgenden Beitrag bereichert worden: »Bekannter wurde die Chinarinde in Europa durch die Jesuiten. Von ihren zahlreichen südamerikanischen Niederlassungen sandten sie um 1670 gepulverte Rinde nach Rom, von wo der Generalprokurator Kardinal de Lugo sie an die Mitglieder des Ordens in ganz Europa verteilen ließ«.[1]) Also die Rinde, vor 1670 in Europa kaum bekannt, also »zahlreiche« Niederlassungen schickten das Heilmittel, also die Medizin kam schon »gepulvert« aus Amerika zur Versendung, also de Lugo »Generalprokurator«! Doch das alles sei hier übersehen und nur das Jahr 1670 wiederum beachtet.

Werden damit wohl alle Schriften angeführt sein, welche die Rinde im Jahre 1670 an den Kardinal de Lugo gelangen lassen? Schwerlich; denn ich habe mir durchaus nicht die Mühe genommen, hier nach »Vollständigkeit der Literaturangaben« zu streben. Es verlohnt sich nicht, diese historische Ente auf allen Bahnen ihres bis in die Gegenwart lebenskräftigen Fluges, der ähnlich wie bei den echten Wandervögeln keine Landesgrenzen respektiert, zu verfolgen. Die prosaische Wirklichkeit ist, daß Kardinal de Lugo bereits am 20. August 1660 im Alter von 77 Jahren starb. Fügen wir noch hinzu, daß es 1670 keinen anderen Kardinal de Lugo gab und daß dieser 1660 verstorbene Kardinal derselbe Kardinal de Lugo ist, der sich um die Einführung und Verbreitung der Chinarinde die größten Verdienste erworben hat. Auf diese Verdienste soll indes nicht näher eingegangen werden; hier mußte nur auf den international gewordenen Irrtum hingewiesen werden, der statt der Jahreszahl 1650 die Zahl 1670 gesetzt und damit zwei Dezennien von der größten Tragweite für die Geschichte der Chinarinde vollständig unverstanden gelassen hat. Eine Tätigkeit des Kardinals und der Jesuiten für die Verbreitung der Rinde, begonnen um 1650 oder schon vorher, ist natürlich von ganz anderer historischer Bedeutung als eine gleiche Tätigkeit vom Jahre 1670 an.

Selbstverständlich war dieser Irrtum leicht zu vermeiden. Kardinal de Lugo ist ja keine Null in der Geschichte der Wissenschaften. Es genügte irgend ein größeres biographisches oder bibliographisches Nachschlagewerk zu vergleichen, von ähnlichen theologischen Werken ganz zu schweigen. Und vor allem folgt aber wiederum aus diesem Irrtum: Wer solche Verstöße gegen die Geschichte begeht, hat keinen Einblick genommen in die älteste Literatur und Geschichte der Rinde. Fast in jeder China-

---

[1]) S. 8 der oben S. 7 Anm. 3 zit. Schrift Dronkes. Der in Dronkes Abhandlung S. 7—9 gegebene Abriß der »Geschichte des Fieberrindenbaumes« teilt die Mängel der Quellen, denen er entnommen ist.

schrift aus der Zeit von 1653—1663 wird Kardinal de Lugo eingehend behandelt, mehrere Verfasser haben zudem in besonderen Beziehungen zum Kardinal gestanden. So werden wir deutlich auf das Studium der ältesten Chinaliteratur verwiesen, wenn wir die älteste Geschichte der Chinarinde genauer erhalten wollen.

Weder v. Bergen (1826) noch Flückiger (1891) setzen übrigens die Tätigkeit des Kardinals de Lugo in ein falsches Jahr, was den Irrtum bei den zahlreichen Abschreibern um so schlimmer macht. Freilich kann sich auch Flückiger von der Tätigkeit des Kardinals nicht annähernd ein richtiges Bild machen — und doch erhalten wir ein solches durch die älteste Literatur. Flückiger bezeichnet de Lugo fälschlich als »Generalprokurator des Ordens Jesu« (sic!) und behauptet unrichtig von dem Kardinal: »er führte, wie es scheint, die Aufsicht über dessen (des Ordens) Apotheke«.[1]) Ferner berichtet er, daß der Kardinal »1649 auf seiner Durchreise in Paris das Heilmittel dem Kardinal Mazarin für den fieberkranken jungen Louis XIV.« empfohlen habe; aber war de Lugo 1649 oder überhaupt während seines ganzen Kardinalates von 1643—1660 je in Paris? Alle Biographien des Kardinals haben darüber keine Silbe, zudem läßt sich leicht zeigen, daß diese Angabe Flückigers auf einer Verwechslung beruht. Hier ist der Prokurator der Ordensprovinz Peru durch den zum Generalprokurator gestempelten Kardinal ersetzt worden.

Es wurden in diesem Kapitel absichtlich Forscher wie v. Bergen, Markham, Flückiger in erster Linie und ausführlicher berücksichtigt, da sie nach eigener Angabe selbständige Studien über die Geschichte der Rinde angestellt haben. Alle Schriften des 19. Jahrhunderts mit längeren oder kürzeren historischen Notizen über die Rinde hier zu erwähnen und zu besprechen, ist ebenso unmöglich wie unnötig. Nur einige Werke seien, teils weil sie eine ziemlich gute Erörterung bringen, teils weil sie bekannter oder neuer sind, noch kurz genannt. Von ersterer Art ist die Geschichte der Medizin in Italien, welche den Neapolitaner Renzi zum Verfasser hat;[2]) Prof. Celli hätte sich besser dieses Werk seines Landsmannes als Quelle für seinen geschichtlichen Abriß genommen. Überhaupt ist die italienische Literatur der früheren Zeit teilweise mehr zu benützen. Bekannter in Deutschland, aber bezüglich des in Frage stehenden Punktes weniger entsprechend ist Haeser in seinem Lehrbuch

[1]) Diese Angaben zeigen, daß Fl. die Beziehungen eines Kardinals zum Jesuitenorden nicht richtig auffaßt. Ein Kardinal kann weder Generalprokurator noch General — so wird de Lugo bei anderen Schriftstellern genannt — des Ordens sein, zu dem er ja als Kirchenfürst überhaupt nur lose Beziehungen hat, wie er als solcher auch keinem Oberen des Ordens untersteht.

[2]) Salvatore de Renzi (medico Napolitano), Storia della Medicina in Italia, Napoli 1846, 5 voll. in 8⁰. — Die China-China findet ihre Behandlung bes. in Band IV, S. 394—410, wo auch ziemlich reichhaltige historisch-bibliographische Angaben über die älteste Literatur gemacht werden. Auch Renzis Darstellung ist nicht fehlerfrei.

der Geschichte der Medizin (II[3], S. 422 ff.); die wenigen Seiten enthalten zahlreiche Fehler, von denen einige weiter unten zu erwähnen sind. Das bereits genannte Handwörterbuch der Pharmakognosie des Pflanzenreichs von Wittstein berücksichtigt die China im 17. Jahrhundert nur mit einigen Zeilen. Die geschichtlichen Daten, welche Binz für die Rinde im 17. Jahrhundert beibringt[1]), sind wenig vollständig und z. T. unrichtig.

Vor kurzem erschien ein Werk, dessen Abfassung schon von Flückiger angestrebt, aber nicht verwirklicht wurde, die Geschichte der Pharmazie.[2]) Es enttäuscht in etwa durch die große Kürze, mit der in dem langen Abschnitt »Das XVII. Jahrhundert« die Chinarinde behandelt wird. Der Verfasser nennt für die Zeit vor 1670 keinerlei Literatur und scheint sich im wesentlichen nur an Flückiger zu halten, dessen Pharmakognosie er zitiert. (Leider nicht die letzte Auflage von 1891, sondern die von 1883). Zwei Punkte sind besonders hervorgehoben, die Rinde sei anfangs mit geheimnisvollem Nimbus umgeben gewesen und in ihrer Geschichte spiele »der Klerus eine gewisse Rolle«. Wir nehmen an, daß Schelenz diese »Rolle des Klerus« mit den kurzen Notizen, welche er im Kleindruck beifügt, nicht erschöpfend behandeln will, andernfalls wären diese Notizen sehr ungerecht, ganz abgesehen von den Unrichtigkeiten, welche in diesen wenigen Zeilen enthalten sind. Indem ich andere Punkte, besonders einige aufklärende Beiträge über den Handel der Jesuiten mit der Rinde und über den großen Nutzen, welchen der Orden angeblich aus diesem Handel zog, auf später verschiebe,[3]) sollen hier nur einige Bemerkungen über die Stellung, welche dem Kardinal de Lugo zugewiesen ist, ihren Platz finden. Schelenz läßt den Kardinal zwar die Rinde »in einer, wie es scheint, dem Orden gehörigen Apotheke an Arme kostenlos verteilen«, aber er weiß auch, daß der Kardinal das Heilmittel »mit großem Nutzen für den Orden . . . . verhandelte«. Ein Beweis für diese Behauptung wird nicht gebracht, eine Quelle nicht zitiert. Ob der Kardinal tatsächlich in der wirklich dem Orden, richtiger dem

[1]) Eulenburg, Realenzyklopädie etc. Vgl. S. 12, Anm. 3.

[2]) Hermann Schelenz, Geschichte der Pharmazie, Berlin 1904, 934 S — Der Abschnitt: »Das XVII. Jahrhundert« steht S. 474—540; für die Chinarinde ist besonders S. 523 zu vergleichen.

[3]) Die Forscher auf dem historischen Gebiete der Pharmakognosie werden gut daran tun, stets die allgemeine Zeit- und Kulturgeschichte im Auge zu behalten und daraus entsprechende Folgerungen zu ziehen. Der große Freund der Cinchonen, Al. v. Humboldt, welcher zuerst, sozusagen als Pflanzengeograph, die natürlichen Standortsverhältnisse der Cinchonawälder erforschte und in der Geschichte der China gute Kenntnisse besaß, schreibt in Ansichten der Natur (II. S. 372): »Es bedarf hier kaum der Bemerkung, daß bei den protestantischen Ärzten sich Jesuitenhaß und religiöse Intoleranz in den langen Streit über den Nutzen oder die Schädlichkeit der Fieberrinde einmengten«.

Collegium Romanum der Gesellschaft Jesu gehörigen Apotheke Rinde austeilen ließ, bleibe hier dahingestellt.[1]) Historisch beglaubigt ist, daß er das Heilmittel in seiner eigenen Wohnung — diese befand sich nicht in irgend einem Hause des Jesuitenordens — reichlich an Arme verschenken ließ, ja daß er persönlich dieses Almosen armen Kranken häufig verabreichte. Aber hat Kard. de Lugo auch die Rinde »verhandelt«? Alle Chinaschriften bis 1670, alle alten Biographien des Kardinals kennen einen »verhandelnden« Kardinal de Lugo nicht, alle kennen und schildern aber diesen Freund der China als einen sehr edlen und überaus mildtätigen Mann, als eine sittlich hoch stehende Natur, die wirklich keinen Egoismus kannte und für alle Leiden der Menschheit ein fühlendes Herz und eine offene Hand besaß. Wo endlich bei dem angeblichen Handel des Kardinals »der große Nutzen für den Orden« stecken soll, ist nicht ersichtlich. Der Kardinal hatte weder mit dem ganzen Orden noch mit einem einzelnen Hause desselben Gütergemeinschaft. Dieser ganzen Anschauung vom Handel des Kardinals und von der Bereicherung des Ordens liegt ersichtlich wiederum der Irrtum zu Grunde, de Lugo sei General oder Generalprokurator des Ordens gewesen, was, wie oben bemerkt, auf einer Verwechslung mit dem Prokurator der Ordens-Provinz Peru beruhen dürfte. Dies zur Abwehr eines oft mehr oder weniger klar erhobenen, neuerdings aber von Schelenz mit ebensogroßer Deutlichkeit wie Sicherheit vorgetragenen Angriffs auf den durchaus lauteren Charakter eines Mannes, der als Gelehrter, als Kirchenfürst — und als tatkräftiger, opferwilliger Freund der Chinarinde für alle Zukunft groß dastehen wird.[2])

Daß ein anderes hervorragendes Werk aus jüngster Zeit, das Handbuch der Geschichte der Medizin (herausgeg. v. Neuburger und Pagel, II, 1903), wegen der Fülle des zu bewältigenden Stoffes sich bei Behandlung der ältesten Geschichte der Rinde der Kürze befleißt, ist begreiflich. Das Handbuch betont in der Vorrede »gedrängteste Kürze«,

---

[1]) Gewiß ist nach zahlreichen Berichten der Zeitgenossen, daß der Apotheker des Collegium Romanum, der um die Verbreitung der Chinarinde so verdiente Laienbruder Petrus Paulus Pucciarini (1600—1661), an die mittellosen Malariakranken das Heilmittel sehr reichlich kostenlos austeilte. Dieser Apotheker sowie die von ihm verwaltete Apotheke des Collegs unterstanden aber in keiner Weise dem Kardinal de Lugo. Dabei ist möglich, daß de Lugo dem Bruder Pucciarini Rinde, welche für ihn aus Amerika anlangte, zukommen ließ zur Verteilung an Arme.

[2]) Alle bringen die Mitteilung, daß der Kardinal de Lugo sich die Verbreitung der Rinde sehr angelegen sein ließ; worin seine Bemühungen bestanden, scheint nur mehr zum geringsten Teile bekannt zu sein. Ich werde an anderer Stelle genau nach den Quellen Aufschluß zu geben suchen. A. Tschirch bedauert in seinem bereits mehrfach zitierten Vortrag über die Chinologen des 19. Jahrhunderts, daß die Werke über die Chinarinde kein Bildnis des Kardinals bringen; auch diesem Wunsche hoffe ich entsprechen zu können.

dazu aber »die Notwendigkeit absolut zuverlässiger Angaben.« Leider ist der zweite Teil dieses Programms bezüglich der Chinarinde (vgl. S. 575) nicht vollständig erreicht worden, wie bald gezeigt werden soll.

III. Alte Pseudo-Chinaschriften verschiedener Art.

Bei den bisherigen Nachforschungen über die älteste Chinaliteratur sind mancherlei Irrtümer vorgekommen. Sonderbarer Weise ist es auch wiederholt geschehen, daß Abhandlungen und Werke zur frühesten Literatur über die Chinarinde gerechnet wurden, welche durchaus als Pseudo-Chinaschriften angesehen werden müssen. Diese unechte China-literatur verdient aber dennoch unsere Beachtung; sie hat nämlich nicht geringe Verwirrung bezüglich der ältesten Geschichte der Chinarinde angerichtet, ja sie wirkt gegenwärtig noch in der gleichen Weise ein, weil auch heute die irrigen Anschauungen über diese unechte Literatur z. T. fortbestehen.

Wir haben unechte Chinaliteratur von verschiedener Art. Es gibt Schriften, welche das Wort »China« enthalten und damit ein dem Pflanzenreich entnommenes Heilmittel bezeichnen. Dennoch können sie nur mit Unrecht zur Literatur der Chinarinde gezogen werden, weil sie unter »China« etwas von der Fieberrinde ganz Verschiedenes verstehen. Es handelt sich also hier um eine Verwechslung. Weit wichtiger für die Geschichte der Chinarinde ist jene Art von unechten Schriften, denen in der Chinaliteratur eine Stelle angewiesen wurde, weil sie angeblich die Chinarinde erörtern, was aber in keiner Weise geschieht. Endlich wurden hier und da Schriften angeführt, welche sich sehr frühzeitig über Fieberrinde aussprechen sollen; das sind aber nicht bloß Pseudo-Chinaschriften, es sind überhaupt Pseudo-Schriften d. h. Schriften, welche nie existiert haben.

Wie es zu Irrtümern der ersten Art kommen konnte, ist noch am leichtesten verständlich. Schon im 16. Jahrhundert gelangte nämlich eine von Pflanzen des asiatischen Orients stammende Arznei mit dem Namen China in Europa zu großer Berühmtheit. Gewöhnlich wurde sie in der Literatur einfachhin als China bezeichnet, doch kommt — namentlich mit der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts — auch die Bezeichnung »Radix Chinae«, Chinawurzel vor, weil nämlich die »Wurzel«, richtiger der Wurzelstock der Pflanze offizinell war.[1]) Bei dieser Droge, die zuerst

---

[1]) Nach Schelenz (Gesch. der Pharm. S. 396) ist der 1555 verstorbene Ferrarese Antonio (Musa) Brassavola der erste, welcher Radix Chinae gebrauchte (wohl schon 1540 oder noch früher). Eine ganze Anzahl von Schriften aus der Zeit 1550—1650 behandelt diese China, selbst in der deutschen Literatur haben wir vor 1600 Abhandlungen darüber. Ein Titel sei angeführt, weil er zeigt, mit welchen Pflanzen diese China

aus dem Orient, später aber auch als China occidentalis aus Amerika bezogen wurde, handelt es sich um die zu den Monokotylen gehörige Pflanzengattung Smilax. Als Heilmittel stand sie wohl in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts im höchsten Rufe; später verlor sie allmählich an Bedeutung und ist gegenwärtig in Europa kaum mehr im Gebrauch.

Etwa seit 1650 erhält aber die aus Peru eingeführte Rinde des Fieberbaumes in der Literatur ebenfalls den Namen China;[1]) dieser Name, wie immer die Rinde zu demselben gekommen sein mag, hat sicherlich durch seinen guten Klang dem neuen Heilmittel zum Teil die Wege gebahnt, wie umgekehrt der große Ruf, den die Perurinde, die neue China, sich bald erworben hatte, dazu mitgewirkt haben wird, daß die Chinawurzel an Ansehen verlor. Aus dem Gesagten ist ersichtlich, wie es kurz nach der Mitte des 17. Jahrhunderts geschehen konnte, daß die Literatur über Chinawurzel und Chinarinde, namentlich wenn beide kurz als »China« bezeichnet sind, verwechselt wurde. Es ist also in den Schriften dieser Zeit genau zuzusehen, welche von den beiden China behandelt wird. Im Jahre 1641 erschien z. B. das bekannte Antidotarium Bononiense in neuer Bearbeitung. An sich wäre eine Aufnahme der Chinarinde in diese Auflage nicht unmöglich gewesen, wie später nachgewiesen werden soll. S. 499 wird tatsächlich ein »Extractum Chinae« erwähnt, das aus »China electa incisa« gewonnen wird. Aber aus dem Umstand, daß diese China in keiner Weise als etwas Neues, vielmehr als etwas allgemein Bekanntes angeführt wird, ferner aus der Krankheit, für welche dieses Extractum empfohlen wird, geht mit Sicherheit hervor, daß es sich um die Chinawurzel handelt. — Es erscheint auch an sich nicht unwahrscheinlich, daß Jakob Balde, der bekannte lateinische Dichter des 17. Jahrhunderts die Rinde gekannt und in seinen kurz vor 1650 verfaßten medizinischen Satyren diese Kenntnis verwertet habe.[2]) Beim

---

sozusagen ständig zusammen angeführt wird. Im Jahre 1592 erschien zu Leipzig: Wittich Joh., Von dem Ligno Guayaco . . . von der China . . . v. d. Sarsa Parilla, vom Lignum Nephriticum etc. — Schelenz gibt S. 438 als älteste Schrift über diese China an den »Traicté du bois de l'Esquine« Tours 1545, verf. von Lespleigney.

[1]) In der spanischen medizinischen Literatur vielleicht schon einige Jahre vorher. Ich bemerke an dieser Stelle, daß im folgenden die älteste spanische Literatur über die Chinarinde nicht berücksichtigt ist. Ich kenne wohl die Angaben, welche Sprengel (Geschichte der Arzneikunde IV³ [1827], S. 518) darüber hat, war aber bisher nicht imstande, die Nachprüfung dieser Angaben zu beendigen. Barba schrieb nicht in Spanien, sondern in Belgien und bleibt deshalb nicht ausgeschlossen.

[2]) Ich benützte die Ausgabe: Joh. Neubig, Jakob Balde's Medizinische Satyren, urschriftlich, übersetzt und erläutert. München 1833. — Neubigs Übersetzung ist gut; für den Durchschnittslateiner und für den mit den medizinischen Gepflogenheiten einer früheren Zeit wenig vertrauten Leser ist eine Übersetzung fast notwendig. Die Satyren selber verdienen alle Beachtung für die Geschichte der Medizin in der damaligen Zeit,

Durchblättern fällt der Titel der dritten Satyre auf: »Morborum initia et causae. Monstrificorum medicaminum inventa.« In dieser Satyre findet sich denn auch wirklich das Wort China. Aber der ganze Zusammenhang zeigt, worauf in etwa auch das vorausgehende »Radices« schon hinweisen mag, daß der Dichter an die Chinawurzel dachte.[1])

Daß anfangs wirklich Verwechslungen der beiden Chinadrogen in der Literatur vorkamen, läßt sich mit Deutlichkeit aus den Angaben alter echter Chinaschriften entnehmen. In dem Werk des Rol. Storms (1659), in der kleinen Schrift von Ammann-Rothmann (1663), sowie in anderen Chinaschriften aus dieser Zeit wird eigens und mit Nachdruck bemerkt, daß das neue Heilmittel namens China gar nichts mit der alten China gemein habe. Man ist gleichsam erstaunt darüber und will der naheliegenden Verwechslung frühzeitig entgegen treten. Tatsächlich dauerte sie auch weder lange an, noch war sie sehr verbreitet. Deshalb ist es unnötig, bei diesem Punkt länger zu verweilen.[2]) Nur die eine Bemerkung möge noch Platz finden, daß gerade für den heutigen Forscher die Gefahr eines Irrtums hier nahe liegt, weil wir gegenwärtig nur mehr die eine China (= Cinchona) besonders beachten.

Im Jahre 1651 erschien zu Rom ein Werk, dessen Textbearbeitung schon mehr als zwanzig Jahre vorher völlig abgeschlossen war. Der Inhalt beruhte gar auf Forschungen, welche bereits über 70 Jahre zurück lagen und welche auch teilweise schon früher veröffentlicht worden waren. Wir meinen den Thesaurus des Francisco Hernandez, dem allerdings eine ganze Reihe von fremden Zutaten — auch von diesen ist keine nach dem Jahre 1630 verfaßt — beigegeben war.[3]) Das Werk verdiente also nicht gerade die hervorragende Beachtung, welche

---

wenn auch stets zu berücksichtigen ist, daß es eben Satyren sind. Eine neueste Würdigung der Schrift gibt J. Knepper in dem Aufsatz: Ein deutscher Jesuit als medizinischer Satyriker. (Archiv f. Kulturgesch. II, 1904, S. 33).

[1]) Die Stelle lautet (Neubig. l. c. S. 40): Ignotae procul et trans aequora lectae Radices magno sumtu votoque petuntur. Cachunde et China et Guajacum, barbara dictu Germina, quis veterum sumsit? Quis noverat usquam Crescere?

[2]) Doch sei beispielsweise hingewiesen auf Hellwig, Medizinisches Lexicon, Hannover 1713, in dem noch alle Chinaarten durcheinander behandelt sind, orientalische und occidentalische, Rinde und Wurzel. — Eine der ältesten Unklarheiten dieser Art findet sich im »Hercules medicus« des Wolfgang Höfer (Wien 1657), wo S. 257 von der Rad. China Chinae gesprochen wird, obgleich augenscheinlich von dem neuen Heilmittel gegen die Malaria die Rede ist. Über die Schrift vgl. auch Kap. IV.

[3]) Rerum medicarum novae Hispaniae thesaurus seu plantarum, animalium, mineralium mexicanorum historia ex Francisci Hernandez, novi orbis medici primarii, relationibus in ipsa Mexicana urbe conscriptis, a Nardo Antonio Reccho . . . iussu Philippi II collecta ac in ordinem digesta, a Joe Terentio Lynceo Constantiense Germo Pho ac Medico notis illustrata . . . . Romae 1651, fol. So lautet (stark verkürzt)

ihm von den Zeitgenossen zunächst geschenkt wnrde, zumal dem z. T. schon veralteten Inhalt meist nur rohe Figuren beigefügt waren. Man suchte aber damals in allen neu erscheinenden botanischen Werken, in denen exotische Pflanzen beschrieben waren, nach dem Chinabaum. Rol. Sturmius zählt in seiner Chinaschrift (1659; I. S. 13) eine ganze Reihe von Botanikern auf, bei denen der Chinabaum nicht erwähnt sei; an letzter Stelle nennt er Piso und Hernandez und zwar mit Befremden, da diese doch die Pflanzen von Peru genau beschrieben hätten. Ammann-Rothmann bringen 1663 eine ähnliche Liste von Botanikern, fügen aber bei Hernandez hinzu: »qui tamen plantas Indicas et in specie Peruvianas accuratissime descripsit.« (l. c. Abschnitt I § 1). Auch noch andere Gelehrte jener Zeit waren verwundert und enttäuscht, den Fieberrindenbaum in dem Werke des Hernandez nicht zu entdecken, während andere hinwieder meinten, die Stammpflanze des neuen Heilmittels in Text und Abbildung wirklich vor sich zu haben. So erklärt es sich, daß noch 1826 von Bergen unter der langen Liste von Namen, welche der Fieberbaum oder seine Rinde im Laufe der Jahre erhalten haben, auch die Bezeichnung »Holquahvitl« oder »Arbor Chilli« aus Hernandez anführt. Abbildung wie Text auf S. 50 des Hernandezschen Werkes zeigen aber, daß es sich bei diesem Baume in keiner Weise um eine Cinchona handelt; der »cortex amarus« und der Gebrauch dieser bitteren Rinde als Heilmittel sind das einzige Übereinstimmende und jedenfalls auch der Anlaß zu dem Irrtum gewesen. Wer zuerst im »Holquahvitl« des Hernandez den Chinabaum erblickt hat, wurde von mir, weil die Sache belanglos erscheint, nicht weiter verfolgt.

Bei Haller findet sich die Bemerkung, daß auch Petrus Castellus die China auf eine Pflanze des Hernandez bezogen habe.[1]) In der Tat glaubte der berühmte Pietro Castelli, die Chinapflanze hier entdeckt zu haben. Aber auch er irrte sich, doch ist dieser Irrtum sehr entschuldbar, da er im Jahre 1653, also zu einer Zeit, wo über die Pflanze kaum irgend eine Kenntnis nach Europa gelangt war, begangen wurde. Übrigens ist die Abhandlung Castellis, welche dieses Datum enthält, dennoch von

---

der Titel des Folianten; ich benützte diese römische Ausgabe. Näheres über Hernandez und das eigenartige Werk, welches heute für die Geschichte mancher Nutz- und Heilpflanzen nicht ohne Bedeutung ist, kann hier nicht gebracht werden. Es sei zur Orientierung verwiesen auf: Sprengel, Geschichte d. Bot., II (1818), S. 61; Haller, Bibl. bot. I, S. 419; Colmeiro, La botánica y los botánicos de la península Hispano-Lusitana, Madrid, 1858 S. 154; Flückiger Pharmakognosie, 1891, S. 1065.

[1]) Haller, Bibliotheca bot. I, 429. — Nach der Angabe des Titels von Castellis Schrift bemerkt Haller: »in fine dissertationis agit de cortice Peruviano, quem non bene refert ad fruticem febrifugum Ystic patli Francisci Hernandez.« Haller hat den einheimischen Namen nicht genau kopiert. Vgl. die Schreibweise im Text.

einiger Bedeutung für die Geschichte der Rinde.[1]) Zunächst kennen wir bis jetzt kein in Italien vor 1654 gedrucktes Werk, welches die Chinarinde behandelt. Zwar ist auch Castellis Abhandlung nicht ausschließlich, sondern nur zum kleinsten Teil (von S. 17 an) dem neuen Heilmittel gewidmet, aber auch nur eine derartige kurze Erwähnung der Rinde scheint in einer vor 1654 veröffentlichten Schrift in Italien nicht erfolgt zu sein.

Es wird keiner besonderen Begründung bedürfen, wenn hier etwas näher auf die Person des ersten italienischen Chinaschriftstellers und auf die von ihm verfaßte Chinaschrift eingegangen wird, zumal beide heute zu den Vergessenen gehören[2]). Vergessen — und doch hatte der 85jährige Greis in einem Rückblick auf seinen Lebenslauf im Jahre 1659 mit Befriedigung von sich gesagt: »Satis et satis in orbe notus sum!« Und doch hatte noch 1660, als zwei Schüler Castellis zu Doktoren der Medizin promoviert wurden, der Professor der Medizin Francesco Avellini seinen Kollegen Castelli als ein wahres Weltwunder gepriesen. Ganz abgesehen von den biographischen Notizen, welche uns in dieser akademischen Rede ein Zeitgenosse über den noch lebenden und bei der Promotionsfeier anwesenden Castelli gibt, wird es schon kulturgeschichtlich von Interesse sein, aus der schwungvollen, fast musikalischen Rede eines damaligen Naturforschers, welche 1660 zu Messina im Druck erschien, einige Sätze zu vernehmen. » . . . . Castellum, quem ut nominavi, omnia dixi. Castellum, quem Roma rerum ac scientiarum domina peperit; quem Gallia tot celeberrimis Universitatibus clarissima, quem Germania tot Principibus atque artibus foecundissima, quem Hispania tot florentissimis ingeniis ditissima, quantum ingenio polleret, scientia praestaret, experientia valeret, profunde edocta, honorifice admisit, honorificentissime dimisit, amissum deperit, absentem suspirat. Castellum inter Philosophos magnum, inter Chymicos illustrem, inter Physicos optimum, inter Chirurgos praestantissimum, inter Simplicistas (= Botaniker) primatem, inter Anatomistas admirandum, inter saeculi nostri scriptores laudatissimum . . . . Unus enim ipse, si profunda naturae

---

[1]) Der volle Titel dieser augenscheinlich sehr seltenen kleinen Schrift lautet: Responsio chimica / D. Petri Castelli / Romani: / Medici et Philosophi. / Atque in Messanensi Archigymnasio / Medicinae practicae Lectoris Primarij / Vespertini. / Olim Romae philosophiam primum, deinde Medicinam / docentis. / De effervescentia et mutatione colorum in mixtione liquorum / Chimicorum. / Messanae, Typis Haeredum Petri Pyreae 1654. / Superiorum permissu. 4 unpaginierte Blätter u. 19 S., kl. 4°. — Außer in Messina (Univ. Bibl.) befindet sich die Schrift z. B. in der Bibliothèque nationale zu Paris.

[2]) Über Castelli finden sich in der Literatur nur kurze und z. T. recht fehlerhafte Notizen vor. Es gilt dies z. B. von der Biographie universelle (1813), de Renzi (Storia della medicina etc. IV, S. 351; 1846), Nouvelle Biographie universelle (1854); die kurzen Angaben Jöchers (Gelehrtenlexikon 1756) waren zuverlässiger. Die überaus zahlreichen Schriften Castellis sind nirgends vollzählig aufgeführt; vgl. darüber außer den genannten Werken auch Haller, Bibliotheca botanica I. Eine monographische Behandlung des einst so berühmten Mannes dürfte namentlich im Interesse der Geschichte der Medizin und Botanik als wünschenswert erscheinen. Als Quellen wären vor allem die Schriften Castellis heranzuziehen, da dieser es liebt, über sich, seine Tätigkeit und seine Beziehungen eingehende Mitteilungen zu geben. Ich gebe hier nur einige Notizen, welche vielleicht schon als zu umfangreich — für den Rahmen dieser Arbeit — angesehen werden können. Alle meine Angaben stützen sich auf Schriften Castellis. Für die diesbezügliche Literatur bin ich Dr. F. Cavara, Prof. der Botanik an der Universität Catania, zu besonderem Danke verpflichtet.

rimetur, Aristoteles; ipse, si spagiricas exerceat functiones, Theophrastus; ipse, si obstinatissimos suo cogat imperio parere languores, Galenus; ipse, si enormia obducat vulnera, Paeon; ipse, si humani corporis compagem scrutetur, Vesalius; ipse, si herbarum lapidumque vires noverit, Dioscorides; ipse denique, si de quolibet argumento scribat, Origenes est . . .» Tatsache ist, daß das 19. Jahrhundert weder das Jahr der Geburt noch den Geburtsort noch das Todesjahr dieses seiner Zeit bewunderten Mannes kannte. Man schreibt, er sei am Ende des 16. Jahrhunderts geboren; aber fast mit Sicherheit läßt sich 1574 als Geburtsjahr erweisen und durchaus gewiß ist, daß er nicht nach 1579 geboren ist. Irrtümlich geben die biographischen Sammelwerke Messina als Vaterstadt an; Jöcher hat recht, wenn er Rom nennt. Fast aus jedem Werk Castellis ist ersichtlich, daß er ein Römer ist; überaus häufig nennt er sich »Romanus« und noch 1654 hält er dem Senat von Messina vor, daß er auf dessen Ruf hin alles, selbst seine Vaterstadt verlassen habe; zudem bezeugen verschiedene Zeitgenossen in ihren Schriften das Nämliche. Castelli hat von frühester Jugend an bis ins hohe Alter eine warme Begeisterung für die Wissenschaften in sich getragen. Seine sprachliche Schulung — von dem Siebzigjährigen wird bezeugt, daß er »ex tempore« in lateinischer und griechischer Sprache vortrug — wurde noch übertroffen durch die Ausbildung in den Realien. Im Alter von 17 Jahren wurde er Doktor der Philosophie und Medizin. Als seinen Lehrer nennt er vor allem den berühmten Botaniker Andrea Cesalpino, wie er auch diesen als Schüler des Luca Ghini bezeichnet. Seine große, von frühester Jugend bis ins hohe Alter andauernde Vorliebe für die Botanik wird dadurch verständlich. Mehr als 37 Jahre lehrte er selber Botanik in Rom; da er 1634 als Professor nach Messina ging, nahm diese Lehrtätigkeit in Rom spätestens 1597 ihren Anfang. Wann er seine großen Reisen durch Frankreich, Deutschland und Spanien gemacht hat, habe ich nicht weiter verfolgt; jedenfalls gehören sie der Zeit vor 1634 an. In Messina hatte er schon 1635 den botanischen Garten (hortus publicus simplicium) angelegt und noch 1652 nennt er sich »Messanensis horti botanici praefectus«, wie er auch 1640 die Schrift »Hortus Messanensis« erscheinen ließ. Große Unterstützung und allzuviel Anerkennung scheint er für seine Tätigkeit in Messina nicht gefunden zu haben; denn in der Widmung seiner Chinaschrift — sie ist dem Senat gewidmet — betont er: »Hortum simplicium publicum, ab Illustrissimo Senatu initiatum, simplicibus replevi ex toto terrarum orbe requisitis, et ut vobis constat, meis expensis perfeci . . . nec referam labores meos corporeos«. Neben der Botanik hat Castelli vor allem die Anatomie gepflegt, obschon sie nicht ihm zugewiesen war. Der Apotheker Giov. Domenico Cardullo gibt in seiner Theriakschrift aus dem Jahre 1637 einen überaus glänzenden Bericht über die erste »Anatomie«, welche Castelli im gleichen Jahre durch 8 Tage vor- und nachmittags in mehrstündigen Vorträgen und Demonstrationen öffentlich abhielt; mehr als 18 Ärzte waren zugegen. Wiederholt hat er auch später die Notwendigkeit einer tüchtigen anatomischen Schulung für den Arzt betont, wobei er gelegentlich einer Schrift aus dem Jahre 1648 mitteilt, daß er es schon früher auf »centum cadavera secta« gebracht habe.[1]) So darf er denn in der schon genannten Widmung an den Senat von Messina freimütig an diesen Teil seiner Tätigkeit erinnern. »Anatomen publice labore tamen maximo atque gratis expensisque meis ad docendos Medicos nec non chirurgos pluries exercui«. So wird es begreiflich, daß der berühmte Däne Thom. Bartholinus auf seiner italienischen Studienreise auch Messina und Castelli (1644) aufsuchte und in seinen Briefen von Castellis botanischem Garten, von seiner botanischen Exkursion, welche er mit Castelli auf den Ätna

[1]) Nach den Epist. medicinales des Thom. Bartholinus, cent. I. ep. 55 (an Castelli gerichtet) hatte Castelli diese große Zahl von Sectionen schon in Rom, also vor 1634, erreicht.

unternahm,[1]) von der großen literarischen Tätigkeit seines Freundes (»totus est in edendis variae editionis libris«, ep. 51, »infinita, quae prompta ad scribendum manus effundit«, ep. 54) zu erzählen weiß. Die Zahl der kleinen und großen Schriften Castellis dürfte 150 übersteigen. In der schon genannten Widmung hat er es ebenfalls nicht unterlassen, den Senat daran zu erinnern, wie seine literarische Tätigkeit nicht nur den Verfasser, sondern auch die Stadt Messina weltberühmt gemacht habe. Schon diese Andeutungen lassen auch eine Schwäche Castellis erkennen. Es berührt wenigstens heute unangenehm, daß er über die eigenen Leistungen wiederholt in breiter Darstellung und mit großer Selbstgefälligkeit berichtet; auch die grenzenlose Verherrlichung, welche er sich durch Freunde zollen läßt, wirkt heute fast abstoßend. Freilich sind der Brauch in der damaligen Gelehrtenwelt sowie das hohe Alter des Gelehrten, der in den letzten Jahren vor allem der Erinnerung seiner langjährigen Tätigkeit gelebt haben wird, zu berücksichtigen. Als Todesjahr Castellis wird 1656, 1657 und 1658 angegeben, aber diese 3 Daten sind sicher unrichtig. Jöcher mag wohl wiederum recht haben mit dem Jahre 1662; jedenfalls starb Castelli nicht vor dem Jahre 1660, da er noch 1659 in Messina eine Schrift erscheinen ließ und sogar im darauffolgenden Jahre noch bei der oben erwähnten Promotionsfeier zugegen war.

Wir kommen zu Castellis »Chinaschrift«, welche zwar eine Pseudo-Chinaschrift zur Quelle hat und selber kaum eine andere Bezeichnung verdient. In einer zwei Jahre früher veröffentlichten Abhandlung[2]) hatte Castelli bezüglich der exotischen Heilmittel einen sehr extremen Standpunkt eingenommen, dem er am Schlusse in den Worten Ausdruck verlieh: »Quare concludo, quoscumque (homines) debere uti iis medicamentis, quae Deus illis in sua regione praeparavit«. Bei einer solchen Anschauung ist es schwer verständlich, wie Castelli im Herbst des Jahres 1653 eine Verteidigung der amerikanischen Chinarinde abgefaßt haben soll. Dennoch finden wir z. B. bei Kurt Sprengel die Angabe, daß er die Chinarinde verteidigt habe,[3]) und de Renzi berichtet 20 Jahre später, daß er zuerst in Italien die Rinde verteidigt habe.[4]) Beides ist unrichtig. Es läßt sich nicht einmal erweisen, daß Castelli zur Zeit der Abfassung seiner Schrift irgend ein Stück der Rinde, bezw. eine Dosis des Pulvers in Händen gehabt, geschweige denn bei einem Kranken gebraucht habe; das Gegen-

---

[1]) Bartholinus, Epistolae medicinales, cent. I; Brief 51 vom 11 April 1644 aus Messina berichtet über seinen Verkehr mit Castelli, Brief 52 über die Exkursion; hier führt er gegen 70 »plantas circa Aethnam nascentes« auf mit der Bemerkung, er habe die meisten Namen von Castelli. Zur Beurteilung des Mannes hat Bartholin in Ep. 54 noch den Satz: »Est vero Castellus totus Hippocraticus.«

[2]) An Smilax aspera europaea sit eadem ac Salsa Parilla Americana etc. Messanae 1652.

[3]) K. Sprengel, Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneykunde, IV (1827), S. 521. — Spr. verweist in einer Anmerkung auf unsere Schrift.

[4]) de Renzi, Storia etc. IV, S. 394 ff. »Il primo in Italia a prendere le difese della China fu Pietro Castelli di Messina professore in Roma (!) . . Egli ricorse a' mezzi che offriva la chimica di quei tempi, alla analogia di questi rimedii, ed a' principii patologici allora piú comunemente ammessi per sostenerne l'efficacia, e per iscusarla dal danno che le veniva attribuito.

teil ist zum wenigsten sehr wahrscheinlich. Auch wußte er im Herbst 1653, d. h. als er schrieb, sicherlich nichts von den starken Angriffen, welchen die Rinde ausgesetzt war, da er Chiflets 1653 erschienene Schrift, welche sicher noch nicht in seinen Händen war, nicht zitiert.

Wie kam aber Castelli dazu, über die China zu schreiben? Er belehrt uns selbst darüber, indem er vor seiner Abhandlung einen Brief des damals in Rom lebenden Genuesen Hieronymus Bardi abdruckt.[1]) In dem Briefe legt Bardi eine chemische Schwierigkeit vor, über die er von Castelli Aufschluß begehrt. Mit Recht macht Castelli diese Schwierigkeit zum Titel seiner Schrift. Aber am Ende seines Briefes hatte Bardi auch um Auskunft gebeten, welche Erfahrungen etwa Castelli über die Chinarinde habe.[2]) Diese Frage war die Veranlassung, daß Castelli am Schlusse seiner Abhandlung auf die Chinarinde zu sprechen kommt. »Quaeris ulterius, so leitet er S. 17 über, quid sentiam de Cortice illo febrifugo ex Indiis delato, et in usu ad Quartanas Tertianasque febres. Habui equidem huius plantae semina 30 abhinc annis sub nomine Chinachina, sed vires ignorabam, nunc descriptam reperio in Hist. plantarum novae Hispaniae a Nardo Antonio Rechio (sic) lib. 4 hisce verbis«. Dann gibt er wirklich den Text des Hernandez über die Pflanze Ytzic patli (frutex febrifugus S. 116 bei Hernandez). Diese Pflanze bespricht er dann weiter nach ihren Blättern, ihrem Samen, ihrem »temperamentum«. Wie wenig aber dieselbe trotz ihrer in Amerika bei den Einheimischen sehr verbreiteten Anwendung gegen Fieber mit der Chinarinde zu tun hat, geht, ganz abgesehen von der morphologischen Verschiedenheit beider Pflanzen, schon hervor aus der von Hernandez berichteten Art der Anwendung: »Radix dempto cortice adversus febres solet devorari«. Hat Castelli diese Stelle falsch verstanden? Hat die Vorstellung von der schon lange im Gebrauch befindlichen Chinawurzel auch hier störend eingewirkt? Aber selbst dieser vermeintlichen Chinapflanze nimmt sich Castelli durchaus nicht mit Wärme an; er gibt sich nicht als ihren Verteidiger, wie er denn auch von Angriffen gegen dieselbe nichts weiß und auch durch Bardi nichts erfahren hat. Von eigenen »observationes«, wie Bardi es gewünscht, berichtet er gar nichts. Daß es wirklich ein »frutex febrifugus«

---

[1]) Es würde zu weit führen, hier nähere Angaben über den eifrigen Förderer der Chinarinde Hieron. Bardi machen zu wollen. Ich werde bei anderer Gelegenheit auf ihn und seine Tätigkeit zurückkommen. Der erwähnte Brief trägt das Datum: »Romae idibus Septemb. 1653«; die Anrede lautet: »Clarissimo, et doctiss. Viro omniscio Petro Castello Professori Medicinae consummatissimo. Hieronymus Bardi F. P. P.«

[2]) Bardi schreibt, er schicke ihm gleichzeitig eine Synopsis seiner Jatrochymie, »ut eius censum et censuram genio et ingenio philosophico aperias et praesertim quid adnotatum habeas pro cortice febrifugo ex Regno Chiti (sic!) uno ex Peruvianis ad nos deducto pro quartana et tertiana febri hic maximo in usu, et quasnam habeas dignas huius observationes.«

sei, bestreitet er nicht; aber auch »Coniza magna« werde als »febrifuga« bezeichnet und er nenne die Pflanze »Pentaphyllon« eine »febrifuga«, weil sie nach seinen Beobachtungen die Quartana vertreibe. Ähnlich gelte Vitex bei den Landleuten als febrifug. »Ergo — und damit bricht er ab — in nostro etiam Hemispherio reperiuntur plantae febrifugae, licet parum nobis notae«.[1]) Das klingt nicht nach einer Verteidigung des neuen exotischen Heilmittels, sondern ganz ähnlich wie der zwei Jahre vorher bei Smilax aspera vorfochtene Satz, es sollten die Menschen einer jeden Gegend die Heilmittel gebrauchen, welche Gott für sie in ihrer Heimat hergerichtet habe. Als Ergebnis bleibt somit, daß Pietro Castelli im Jahre 1653 die Rinde weder verteidigte noch durch deren Gebrauch ihre Wirkungsweise erkannt hatte.

Noch einige Bemerkungen seien aber im Anschluß an die Schriften des Hernandez und Castelli vorgebracht. Auch Hernandez erwähnt mehrfach die Chinawurzel unter dem einfachen Namen China (S. 212, 213, 227, 228, 289), wo es sich immer um die Gattung Smilax handelt; hingegen trägt keine andere Pflanzengattung bei Hernandez den Namen China oder die Verdopplung China-China. Seit de la Condamines Abhandlung über Quinquina (1738) wird gewöhnlich die Ansicht verteidigt, die jetzige Gattung Cinchona sei nur infolge einer Verwechslung mit den Balsambäumen zu dem Namen China oder China-China gelangt. In Europa habe man nämlich anfangs geglaubt, in dem neuen Heilmittel die Rinde von Balsambäumen vor sich zu haben. Daß gewisse Balsambäume bei den Eingeborenen aber Kinakina oder ganz ähnlich genannt wurden, glaubt man daraus schließen zu dürfen, daß zu de la Condamines Zeit und auch im 19. Jahrhundert die Samen des Balsambaumes Myroxylon peruiferum im nordwestlichen Südamerika den Namen Pépitas de Kinakina führten. Aber es wäre nachzuweisen, daß diese Benennung bereits vor 1650 in Amerika für die Balsambäume gebräuchlich war. Nachweislich sind die einheimischen Namen durch die Spanier vielfach verändert worden. Haben doch gerade die Eingeborenen den Namen Cascarilla für unsere Chinarinde ganz allgemein von den Spaniern übernommen. Nun muß es aber sehr auffällig erscheinen, daß bei Hernandez auf S. 51—53 Balsambäume (Balsamifera I—IV) behandelt werden, ohne daß für einen dieser Bäume oder für ihre Hülsen und Samen der Name Kinkina gebraucht wird. Gibt doch gerade Hernandez mit großem Fleiß überall die einheimischen Namen! Da liegt doch die Annahme nahe, daß umgekehrt

[1]) Diesem Schlußsatze ist das Datum beigefügt: »Messanae Kal. Novembris 1653 instante lectionum tempore«.

die Samen des Balsambaumes, weil auch sie als Febrifuga galten,[1]) nach dem berühmten Fieberrindenbaum benannt wurden. Aber gegen eine solche Annahme sprechen durchaus die klaren Worte Castellis. Der italienische Botaniker schreibt ja im Jahre 1653 mit aller Bestimmtheit, daß er 30 Jahre vorher Samen einer Pflanze mit dem Namen Chinachina hatte. Diese Stelle läßt sich wohl nur so erklären, daß Castelli bald nach 1620 in Rom die bei de la Condamine und so vielen späteren erwähnten Pépitas (Kerne) de Quina-quina gesehen und wohl auch besessen hat. Jedenfalls waren um 1625 Samen unter dem Namen Chinachina nach Europa gelangt, also zu einer Zeit, für die an eine bereits erfolgte Einführung der Chinarinde nicht zu denken ist.[2]) Eine neue Schwierigkeit liegt aber darin, daß Castelli, ein Fachmann in dem damaligen Balsamstreit, die von ihm Chinachina benannten Samen gar nicht auf einen Balsambaum bezieht. Die Namen »China« und »Chinachina« enthalten noch ungelöste Schwierigkeiten!

Wir kommen zum »Fall Barba«, d. h. zu einem großen Irrtum in der Geschichte der Chinarinde, welcher wenigstens bis tief in das 18. Jahrhundert zurückreicht und selbst im 20. Jahrhundert noch nicht von der Bildfläche verschwunden ist. Es dürfte nicht überflüssig sein, die Bemerkung vorauszuschicken, daß dieser Irrtum sich an ein historisches Ereignis anlehnt, welches vor allem Belgien und Spanien betraf und berechtigtes Aufsehen erregte. Der junge Kardinal-Infant Ferdinand, schon im Jahre 1631 durch seinen königlichen Bruder Philipp IV. zum Statthalter der Niederlande ausersehen, hatte 1634 im Alter von 25 Jahren den Statthalterposten wirklich angetreten. Bekanntlich blieb nach wie vor das Kriegshandwerk seine Haupttätigkeit. Aber im August 1641 wurde er im Lager vor Aire (Artois) von der Malaria befallen, welche am 9. November des gleichen Jahres seinem Leben ein Ende machte.[3]) Diese Krankheit

---

[1]) Hernandez berichtet nämlich l. c.: »ab ipso semine expressum oleum ..... diuturnarum febrium repetentia frigora pellit«, wenn es auf Hals und Nacken gestrichen werde, ähnlich wie auch vom Balsam selber geglaubt wurde.

[2]) Die latein. Worte Castellis s. oben S. 41; in der seit dem 17. Jahrhundert wiederholt verhandelten Namensfrage ist meines Wissens nie diese Stelle Castellis verwertet worden, aber auch ein sonstiger Nachweis, daß die Bezeichnung Chinachina für irgend eine Droge vor 1650 im Gebrauch war, nicht erbracht worden. Natürlich ist für obige Erklärung notwendige Voraussetzung, daß Castelli in der Zeitangabe sich nicht geirrt hat.

[3]) Wegen sonstiger Einzelheiten sind historische Werke zu vergleichen, z. B. Wurzbach, Biograph. Lexikon des Kaisertums Österreich, VI, S. 190. Obige Angaben waren vor allem deshalb vorauszuschicken, weil in der Chinaliteratur, welche den Arzt Barba immer wieder zitiert, nie bemerkt wird, um welchen Kranken es sich handelt.

ist die reale Unterlage für den »Fall Barba«, der wegen der großen Verbreitung des dabei vorliegenden Irrtums und wegen seiner einschneidenden Bedeutung für die Geschichte der Chinarinde ausführlicher zu behandeln ist. Trotzdem wurde in Anführung der Autoren, welche diesen Irrtum vertreten haben, keinerlei Vollständigkeit angestrebt. Es war nur eine Auswahl zu treffen in einer Weise, aus der klar ersichtlich wurde, es handle sich um eine zeitlich und räumlich stark verbreitete Lehre. Daß ein derartiger Irrtum endlich eine an der Hand der Originalliteratur gegebene Richtigstellung notwendig macht, wird damit ebenfalls einleuchtend sein.[1]).

Die Zeit vor Haller habe ich nach Angaben über die Verdienste des spanischen Arztes Petrus Barba um die Chinarinde nicht durchforscht. Haller hat die kurze Notiz: »Petri Barba vera praxis de curatione tertianae Sevilla 1642. 4°. Pro Cortice Peruviano«. Demnach soll eine 1642 in Sevilla erschienene Schrift des Peter Barba für den Gebrauch der Chinarinde beim Tertianfieber eingetreten sein. Es wäre alsdann Barbas Abhandlung die älteste Schrift, welche die Chinarinde kennt und dazu noch verteidigt. Haller gibt für seine Mitteilung, wie er sonst bei Schriften, die ihm nicht vorlagen, zu tun pflegt, keinen Gewährsmann an. Dennoch hat er die »Vera praxis« schwerlich in Händen gehabt, was sich schon aus der Tatsache vermuten läßt, daß der Titel der Schrift im Gegensatz zu Haller weder einen Druckort noch eine Jahreszahl angibt. Etwa 30 Jahre nach Haller schreibt die Biographie universelle dem Petrus Barba die nämliche Schrift zu mit dem Hinweis, ihr Verfasser sei unter den ersten für die Chinarinde eingetreten.[2]) Auch die Monographie v. Bergens beschäftigt sich ausführlicher mit Barbas »Chinaschrift«. Auf S. 77 findet sich der Satz: »Überhaupt scheinen die Spanier mit wenig Ausnahmen in den ersten Zeiten wenig über die Chinarinde geschrieben zu haben«. Zu dem Worte »Ausnahmen« ist die Fußnote

---

[1]) Es folgt hier in kurzer Zusammenstellung der Literaturnachweis für die genannten Autoren. a) Haller, Bibliotheca botanica, I, 1771, S. 465. — b) Biographie universelle, III. 1811, Art. Barba. — c) H. v. Bergen, Monographie der China, 1826, S. 77, 90. — d) K. Sprengel, Pragmat. Gesch. der Arzneykunde, IV³, 1827, S. 518. — e) C. Broeckx, Notice sur R. Storms, docteur en philosophie et en médecine [Annales de la Société médecine d'Anvers, 16e annèe. Anvers 1855, p. 5—24]. — f) H. Haeser, Gesch. der Medizin, II³, 1881, S. 422. — g) Binz, in Eulenburgs Realencyklopädie der ges. Heilkunde IV², 1885, S. 144. — h) Mannaberg, die Malaria-Krankheiten, Wien 1899, S. 377. — i) Ed. Schaer, Geschichte der Pharmakologie und Toxikologie in der neueren Zeit; diese Abhandlung bildet einen Abschnitt des II. Bandes (1903) des Handb der Geschichte der Medizin, begr. v. Th. Puschmann, herausgeg. von M. Neuburger und J. Pagel; vgl. S. 575 des zit. Bandes.

[2]) »Il est un des premiers qui ait préconisé l'emploi du quinquina febrifuge, dans un ouvrage intitulé: Vera praxis . . . . Séville, 1642, in 4°«.

beigefügt: »Dahin gehört das mir selbst nicht zu Gesicht gekommene, aber in der allgemeinen Literatur [dem I. Teil seiner Monographie] aus dem Dict. des sciences médicales (Paris 1820, t. XLVI, p. 399—542) zitierte Werk von Barba, Vera Praxis de curatione tertianae etc. Hispali 1642«. Hier wurde also aus einer französischen Quelle geschöpft, hier ist im Titel der Schrift Sevilla latinisiert zu Hispalis. Auf S. 90 berichtet v. Bergen über deren Inhalt wörtlich folgendes: »Es erschien indessen doch schon im Jahre 1642 in Spanien eine eigene Schrift üder die Fieberrinde, vielleicht die erste über diesen Gegenstand. Der Verfasser derselben Barba, Prof. der mediz Fakultät zu Valladolid, suchte in derselben über die Heilungsart der intermittierenden Fieber zu belehren und bemühte sich zugleich den Irrtum derer zu widerlegen, welche die Anwendung der China bei den obigen Fiebern tadelten«. Diese Angaben dürften wohl dem gleichen französ. Werke entlehnt sein, obgleich v. Bergen hier keine Quelle zitiert.

Fast gleichzeitig mit v. Bergen und wohl unabhängig von ihm schrieb K. Sprengel: »Ein spanischer Arzt, Peter Barba, Leibarzt des Kardinal-Infanten Ferdinand, des Statthalters von Belgien und Bruders Philipps IV., schrieb schon 1642 zur Verteidigung der Fieberrinde und der spanischen Ärzte, die sie empfohlen«.[1]) Was C. Broeckx 1855 über Barba und seine angebliche Chinaschrift zu berichten wußte, stimmt fast wörtlich mit den Angaben Sprengels überein. Da Broeckx von Haeser für das Kapitel der Chinarinde als Quelle angegeben ist, werden wir uns nicht allzusehr wundern, wenn selbst in der 3. Bearbeitung des Haeserschen Lehrbuches der Geschichte der Medizin (II, 1881, S. 422) sich der Satz findet: »Die erste den Gebrauch der China empfehlende Schrift verfaßte Pietro Barba«. Auf der folgenden Seite wird nochmals berichtet, es sei das Mittel schon 1642 durch Barba in den Niederlanden bekannt geworden. Wenn Binz 1885 schreibt »die erste Schrift über die Rinde scheint die von P. Barba, Professor zu Valladolid, gewesen zu sein«, so zieht er wohl keineswegs in Zweifel, daß Barba eine Chinaschrift verfaßt hat, sondern wagt nur nicht mit voller Bestimmtheit zu behaupten, daß es die erste Chinaschrift war.

Wie urteilte man in den allerletzten Jahren über Barbas Abhandlung? Mannaberg erwähnt Barba, soviel ich sehe, zweimal. Zunächst nennt er ihn den Verfasser der ersten Schrift über die Rinde, sodann sagt er wörtlich: »Abgesehen von der oben erwähnten Schrift Barbas sind als

[1]) Sprengel hat den längeren, aber vielfach fehlerhaften Titel: »Vera praxis ad curationem (sic!) tertianae stabilitur, falsa impugnantur (sic!), liberantur Hispani medici a calumniis. Hispali 1642. 4«. — Dieselben Fehler hat auch Haeser bei Anführung des Titels der Barbaschen Schrift, wie denn »ad curationem« bei allen folgenden Autoren bis 1903 geblieben ist, ähnlich Druckort und Jahr.

erste bedeutende Publikationen über die Anwendung der Chinarinde bei intermittierenden und perniciösen Fiebern jene von Sydenham (1676), Morton (1692) und Torti (1712) zu nennen«. Jedenfalls ist damit die »Vera praxis« des Barba als die wichtigste Chinaschrift bis zum Jahre 1676, wenn nicht bis zum Jahre 1712 hingestellt. Von da ist nicht mehr weit zum letzten Schritt, der getan wurde. Ed. Schaer, Prof. an der Universität Straßburg, wird der Aufgabe, in Kürze die Geschichte der China im 17. Jahrhundert zu geben, gerecht, indem er schreibt, die Rinde sei in Europa »hauptsächlich durch die Bemühungen des Jesuitenordens, insbesondere des Kardinals de Lugo, des Pietro Barba, sowie des englischen Mediziners Robert Talbor[1]) verbreitet« worden. Bei Barbas Namen wird auf das Literaturverzeichnis verwiesen, in welchem die »Vera praxis« zitiert ist; der Titel einer sonstigen Chinaschrift aus dem 17. Jahrhundert ist nicht angeführt, Barbas Abhandlung wird demnach als Unicum aus der Chinaliteratur des 17. Jahrhunderts herausgehoben. — Wie verhält es sich nun in Wirklichkeit mit Barba und seiner Abhandlung? Die seltene Schrift, z. B. auch in Graesse, Trésor de Livres Rares aufgeführt, erhielt ich von der Universitätsbibliothek Löwen. Dieses Exemplar bildet mit einer Reihe anderer medizinischen Schriften aus der 1. Hälfte des 17. Jahrhunderts einen mäßig dicken Quartband (Sign. Méd. 1743). Der vollständige Titel lautet: »Vera praxis / de cvratione tertianae / stabilitvr: / falsa impvgnatvr: / liberantvr hispani medici a calvmniis / a doctore / Petro Barba / Regiae Magestatis (sic!) / et serenissimi Hispaniarvm / Infantis Ferdinandi / cvbicvlario medico, / et in Vallisoletana Regia / Academia / olim professore primo«.[2]) Druckort und Jahr fehlen; das Format ist Klein-Quart; die Schrift zählt mitsamt dem Titelblatt im ganzen 13 nicht paginierte Blätter. Über den Verfasser ist aus bibliographischen Werken kaum mehr zu erfahren, als der Titel seiner Schrift mitteilt; einiges Weitere werden wir aus dem Inhalt und aus der daran sich knüpfenden polemischen Literatur ersehen. Leibarzt Philipps IV. wurde Barba 1621. Als Leibarzt des Kardinal-Infanten dürfte er wohl gleichzeitig mit diesem nach Belgien gekommen sein. Sicher ist, daß er im Herbst 1641 in Aire und in Brüssel verweilte und auch zur Zeit der Abfassung seiner Schrift sich noch in Belgien befand. Diese kann, wie wir noch zeigen werden, nicht vor Anfang Dezember 1641 und muß spätestens einige Wochen nach Beginn des Jahres 1642 erschienen sein. Daraus ergibt sich, daß sie in Belgien (also wohl in Löwen oder Brüssel) gedruckt wurde. Bei

[1]) Rob. Talbor, in der Geschichte der Chinarinde während der 70er Jahre des 17. Jahrhunderts nicht wenig bekannt, starb 1681.

[2]) Der ganze Titel ist im Original, abgesehen von der letzten Zeile, in Majuskeln verschiedener Größe gedruckt.

der Eigenart der Schrift ist es wenig wahrscheinlich, daß sie noch einmal oder gar zweimal (1642 und 1644, wie man angegeben findet) in Sevilla abgedruckt worden sei.[1])

Für die Geschichte und Literatur der China ist Barbas vielzitierte Schrift ohne jegliche Bedeutung. Die »Vera praxis« ist nicht bloß keine wichtige Chinaschrift, sie ist überhaupt keine Chinaschrift. Die Chinarinde ist in derselben nicht einmal genannt, und auch jedwede Anspielung auf dieses neue Heilmittel der Malaria fehlt. Nach diesem auf eingehende Durchsicht hin abgegebenen Urteil über die rein negativen Beziehungen Barbas zur Chinarinde könnten wir von einer näheren Betrachtung der Schrift vollständig Abstand nehmen. Doch dürften durch die bisherige Auffassung in der Literatur die folgenden weiteren Ausführungen nicht bloß gerechtfertigt, sondern auch geboten erscheinen.

Barba erklärt schon im Titel deutlich, daß er sich bezw. spanische Ärzte verteidigt. Also muß ein Angriff vorangegangen sein. In der Tat war ein solcher an der Löwener Universität erfolgt durch den Professor der Medizin Vopiscus Fortunatus Plempius und dessen Schüler Martin Soers. Hier hatte Soers zur Erlangung des medizinischen Lizentiates 11 Thesen oder Konklusionen über das Tertianfieber unter Approbation des Plempius aufgestellt und am 26. November verteidigt. Diese erschienen nach damaligem Brauche gleichzeitig im Druck; es sind 4 Quartseiten.[2]) Ohne jedweden Beweis werden hier kurz die Anschauungen Plemps d. h. eines Professors, der bezüglich der Malaria voll und ganz der alten Schule huldigte, über Wesen, Symptome und Therapie der verschiedenen Formen des Tertianfiebers vorgelegt. Es war sicherlich kein bloßer Zufall, daß der streitsüchtige Plempius gerade diese Thesen zwei Wochen nach dem Tode des Statthalters, der ja an eben dieser Krankheit gelitten hatte, verteidigen ließ. Sowohl die sonst noch zugezogenen Ärzte als auch andere Personen aus der Umgebung des Kardinal-Infanten waren nämlich mit der Behandlung des Kranken, welche

---

[1]) Vgl. Antonio, Bibliotheca Hispana Nova. t. II.; Nouv. Biogr. universelle IV. Paris 1853, Sp. 408. — Bei Antonio wird Barba als »Medicus Doctor, Pinciae olim huius artis primarius Professor« bezeichnet; Pincia ist die römische Bezeichnung für das spätere Vallisoletum d. h. Valladolid. Bedeutungsvoller ist, daß auch hier zu dem richtig angeführten Titel der Schrift Barbas kein Druckort und keine Jahreszahl beigefügt wird, während dem Titel einer spanisch geschriebenen Abhandlung Barbas über die Pest hinzugefügt ist »Matriti 1648«. Doch gibt Antonio ausdrücklich zu Barbas »Praxis« folgende Bemerkung: »sed Animadversiones in Praxin hanc Vopisci Fortunati Plempi Lovanii prodierunt 1642«.

[2]) Vollständiger Titel des seltenen Schriftstückes: »Repetitio de Tertiana praeside Clariss. Viro Dom. D. Vopisco Fortunato Plempio Medicinae Doct. & Praxis Profess. Repetet Martinus Soers Breensis. Lovanii, 26. Novembr. anno 1641«.

der spanische Leibarzt Barba anordnete, nicht einverstanden gewesen. Als der Kranke verschieden war, sprach man es überall offen aus, derselbe sei an der barbarischen Behandlung des Leibarztes Barba, nicht an Malaria gestorben. Was herumgesprochen wurde, ließ nun Plempius z. T. in die Thesen aufnehmen, ohne indes den hohen Kranken oder den Leibarzt Barba mit Namen zu nennen. So wurde in Thesis VIII von den »Iberi medici« gesprochen und mit deutlicher Anspielung auf Barba behauptet, wer in bestimmter Weise handle, »aegrum occidit et id tam in Iberia ipsa quam in hisce provinciis«, und in Thesis X ist mit unverkennbarer Beziehung auf denselben Barba gesagt »indignus est medici nomine etc.« Wie sich die Disputation selber am 26. November des näheren gestaltet hat, darüber fehlt es an Mitteilungen. Schon die Fassung der Thesen und deren Verteidigung durch einen angehenden Lizentiaten stellte aber den königl. Leibarzt und ehemaligen Professor Barba so bloß, daß er zu einer Abwehr fast gezwungen war. Barba sieht mit Recht weniger in Soers als in Plempius den eigentlichen Gegner. Im ersten Teil seiner Verteidigungsschrift beschäftigt er sich besonders mit den beiden bereits erwähnten Thesen VIII und X, die er als Verleumdungen der spanischen Ärzte bezeichnet. Form wie Inhalt verraten auch bei Barba ganz die alte Schule. So ist ein hauptsächlicher Streitpunkt nicht die Zulässigkeit des Aderlassens überhaupt bei der Tertiana, sondern unter welchen Umständen und wie oft dasselbe zu erfolgen bezw. wann es zu unterbleiben habe; Plemp und die anderen einheimischen Ärzte warfen dem Spanier vor, daß die stets wiederkehrende Blutentziehung dem Kardinal-Infanten sozusagen alles Blut und damit das Leben geraubt habe.[1]) Auf den letzten fünf Blättern seiner Abwehr gibt Barba zur Rechtfertigung seines Verfahrens eine Schilderung des ganzen Krankheitsverlaufes von seiner Ankunft bei dem Kranken in Aire bis zu dem in Brüssel erfolgten Tode. Dieser, selbst nach Barbas Darstellung einer Tortur ähnliche Krankheitsverlauf paßt übrigens als dunkles Gegenstück vortrefflich zu der eben eingeführten Chinarinde. Durch sie Segen und Gesundheit, ohne sie Qual und Tod! Wir haben hier auf die Geschichte der Krankheit nicht näher einzugehen. Für den Gebrauch der Chinarinde ist in der ganzen Behandlungsweise gar keine Möglichkeit gelassen. Es interessiert uns aber durch Barba zu erfahren, daß auch Joh. Jak. Chifflet, der zehn Jahre später den malariakranken Statthalter Erzherzog Leopold Wilhelm notgedrungen und gegen seinen Willen mit Chinarinde behandeln mußte, zusammen mit Barba am Krankenbett des Kardinal-Infanten anwesend war.

---

[1]) Bei Wurzbach l. c. wird gesagt, daß Ferdinand als »ein Opfer der Unwissenheit spanischer Ärzte durch die zahllosen Aderlässe . . . der Monarchie und den Niederlanden am 9. November durch den Tod entrissen wurde«.

Chifflet und Plemp sind es ja, die im folgenden Jahrzehnt als die Hauptgegner der Chinarinde auftraten. Auch Barba wäre nach dem ganzen Geist, den seine Schrift atmet, gegebenen Falles nicht etwa für, sondern in verstärktem Maße gegen die Rinde gewesen.

Wie konnte aber, so müssen wir doch schließlich fragen, der große, langandauernde Irrtum über den Charakter dieser Schrift überhaupt entstehen? Der einzige Anlaß dürfte der Titel von Barbas Broschüre sein: »Vera praxis de curatione Tertianae«. Sind diese Worte, als Titel gewählt gerade zu der Zeit, da die Chinarinde in Gebrauch kam, nicht verführerisch für die Forscher einer späteren Zeit? Wie naheliegend ist die Annahme, daß eben nur die Chinapraxis diese vera praxis sei! Und über das Titelblatt hinaus ist der Gelehrte, welcher in Barbas Schrift die älteste Chinaschrift entdeckte, wohl nicht vorgedrungen. Aus dieser ersten Entdeckung werden alle übrigen Schriftsteller unmittelbar oder mittelbar ihre gelehrten Angaben über die Verteidigungschrift der Chinarinde herleiten. Es gereicht ihnen in etwa zur Entschuldigung, daß Barbas Schrift sehr selten ist. Möge die Fabel nun endlich als Fabel angesehen werden, möge definitiv aus den Verzeichnissen der Chinaliteratur verschwinden, was nie in dieselben hätte Aufnahme finden sollen.

Doch wir sind mit dem »Fall Barba« noch nicht zu Ende. Er rief im Jahre 1642 eine ganze Literatur hervor, die allerdings gegenwärtig eben so wertlos wie selten ist.[1]) Aber auch in dieser ausgedehnten

[1]) Außer den 2 Schriften von Soers und Barba sind mir noch folgende 5 bekannt geworden: a) V. F. Plempii animadversio in veram praxim curandae tertianae, propositam a doctore Petro Barba, Regiae Majestatis & Serenissimi Hispaniarum Infantis Ferdinandi (luge Belgica) cubiculario Medico etc. Lovanii, Typis ac Sumptibus Jacobi Zegeri Anno 1642. Permissu Superiorum. Mit dem Titelblatt 49 paginierte Seiten. Am Schluß die Approbation vom 20. Febr. 1642, womit der evidente Beweis geliefert ist, daß Barbas Schrift Ende 1641 oder ganz im Anfang 1642 erschien und zwar in Belgien. — b) Erici Mohy Tertianae Crisis. Qua DD. Petri Barbae Protomedici praxis curandae Tertianae & V. F. Plempii Professoris Lovaniensis Primarii animadversio discutitur, ac legitima demum Tertianae curatio exponitur . . . . Ohne Druckort und Jahr, aber von 1642 (cf. c!), 15 S. in 4°; diese Schrift hat Barbas und Plemps Broschüren zur Voraussetzung und wird wieder bekämpft in: c) Martini Soers, Medicinae Licentiati, Stricturae in ceritum quendam Eburonem inconditum blateronem, controversiae de curanda tertiana inter DD. Petrum Barbam et V. F. Plempium agitatae judicium ἀκρίτως exercentem et pronuntiantem. Lovanii, T. ac S. Jac. Zegeri a. 1642. — d) Antithesis ad repetitionem de Tertiana pro medicina Iberorum. Auctore Christophoro Diatristan de Acuna, Sardoae legionis medico ordinario. Ohne Druckort u. Jahr, aber ebenfalls 1642 in Belgien gedruckt, 11 Quartseiten Text ohne selbst. Titelblatt; gegen diese Schrift kämpft an: e) Adsertio Thesium de Tertiana Lovanii 26. Nov. a. 1641 publice in Academia propositarum et defensarum adversus ἀθέτου cuiusdam Antithesin, auctore M. Soers... Lovanii apud Jac. Zegers a. 1642, 16 pp. 4°. — Diese Schriften sowie die Ausgangsschrift für die ganze Polemik, die Thesen Soers', sind im Besitze der kgl. Bibliothek in Berlin (Sammelband: Ja 88). Die Abhandlung Barbas hingegen fehlt in diesem Band.

Tertiana-Literatur ist mit keiner Silbe der Chinarinde gedacht. Etwas seltsam mag dies immerhin erscheinen, namentlich in Anbetracht der bald zu erwähnenden Tatsache, daß das neue Heilmittel um diese Zeit in den Niederlanden wirklich in Gebrauch war.

Aus dieser Literatur haben wir indes ihres Verfassers und ihres angeblichen Inhaltes wegen die Schrift des Professors Plempius noch kurz eigens zu berücksichtigen. Plempius trat — allerdings pseudonym — 1655 in schroffster Weise gegen die China auf. Wenn nun seit langem, wie wir sahen, die Schrift Barbas über die Tertiana als die erste Schrift gepriesen wird, in welcher der Gebrauch der China empfohlen sei, was liegt da näher für einen findigen Kopf, als die Entdeckung, daß Plemp nicht erst 1655, sondern schon 1642 in seinem Anti-Barba gegen die Chinarinde zu Felde zog! Schrieb Barba für die Rinde, so muß sein Gegner eben gegen die Rinde geschrieben haben. Der Beweis ist fertig, ein Einblick in Plemps Schrift erscheint überflüssig, zumal dieselbe ebenfalls sehr selten ist.[1]) Auf diesem oder einem ähnlichen Wege hat C. Broeckx (oder ein Vorgänger) tatsächlich die genannte Entdeckung gemacht. Er berichtet von Plemp: »Dans un ouvrage intitulé: Animadversiones (Plemp hatte geschrieben: Animadversio) in veram praxim . . . . Louvain, 1642, in 4⁰, il s'était déjà déclaré l'adversaire du quinquina. En 1655, son aversion pour l'emploi du nouveau remède, loin de diminuer, avait encore augmenté au point qu'il entra de nouveau en lice.«[2]) Aber der Antwerpener Arzt C. Broeckx irrt vollständig mit dieser Behauptung, ebenso Haeser, welcher dieselbe (l. c., S. 424) in gekürzter Fassung wohl von jenem entlehnt hat. Plemp hat vor 1655 nichts gegen die Chinarinde geschrieben.

Trotzdem mögen noch einige Worte über Plemps Schrift vom Jahre 1642 folgen, damit wir von dem späteren Chinafeind und dem derben Polemiker Plemp einen kleinen Vorgeschmack erhalten. Der 40jährige Professor regius v. Löwen bringt Barbas Schrift Abschnitt für Abschnitt zum Abdruck und behandelt den königlichen Leibarzt und ehemaligen Prof. primarius von Valladolid in den beigefügten Glossen mit bitterstem Spott und Hohn; seine Kritik mag sachlich z. T. sehr berechtigt gewesen sein, die Form ist höchst beleidigend. Das Beleidigende wird eher gesteigert als gemindert durch die Bemerkung Plemps, er sei derartigen Streitereien »abhorrentissimus«, er werde deshalb schreiben »Batavica lenitate ac comitate, a Cicerone itidem edoctus, omnem animad-

[1]) Sie findet sich weder in der Universitätsbibliothek Löwen, obgleich Plemp hier Jahrzehnte hindurch Professor war, noch in der kgl. Bibliothek in Brüssel, desgleichen nicht in zahlreichen anderen großen Bibliotheken. Wie angedeutet, benützte ich das Exemplar der kgl. Bibliothek in Berlin.

[2]) Notice sur R. Storms, docteur en philosophie et en médecine. (Annales de la Société médecine d'Anvers, 16e année, Anvers 1855, p. 5—24. Die zitierte Stelle S. 9.) Wir haben später noch weiterhin auf den oberflächlichen Charakter dieses Aufsatzes hinzuweisen, der leider bei Haeser eine Hauptquelle für die älteste Geschichte der Chinarinde ist.

versionem et castigationem contumelia vacare debere«. Schon auf dem Titel beginnt der Spott durch Einfügung der Worte: »luge Belgica«. Fast auf jeder Seite des Textes wird dem Spanier Barba außer Unwissenheit in Medizin und Logik barbarisches Latein vorgeworfen. Als Probe kräftiger Schreibweise Plemps sei der Schlußsatz seiner Schrift angeführt: »Tu Petre Barba, per me licet, in foedo barbariei tuae ac soloecismorum coeno lutoque aetatem volutare. Vale«. Wir ahnen, was zu erwarten ist, wenn dieser Kämpe gegen die Chinarinde zum Schwerte greift.

Die Komödie der Irrungen bezüglich der ältesten Chinaliteratur ist noch nicht zu Ende. Prof. Celli läßt, wie oben S. 29 mitgeteilt wurde, im Jahre 1670 den Kardinal de Lugo mit einem Dekret für die Rinde eintreten. Hat wirklich de Lugo, wenn nicht 1670, so doch vielleicht in der Zeit von 1643—1660 ein solches Dekret veröffentlicht? Celli hat nicht bedacht, daß es kirchenrechtlich keinerlei Dekrete gibt, welche ein Kardinal als solcher verfassen und promulgieren kann. Demnach hat ein Dekret des Kardinals de Lugo über die Chinarinde nie existiert. Selbstverständlich hätten sich auch die Chinaschriftsteller jener Zeit damit befaßt; vor allem Seb. Bado hätte es in seiner »Anastasis« abgedruckt. Doch weder bei diesem noch sonst findet sich die leiseste Andeutung. Wir besitzen zwar ein Schriftstück de Lugos über die Chinarinde — soviel bekannt, nur dieses eine — aber dasselbe ist kein Dekret, sondern ein am 4. Oktober 1659, also wenige Monate vor dem Tode des Kardinals, geschriebener kurzer Privatbrief an Seb. Bado.

Die zweite Chinaschrift des Genuesen Sebastian Bado, Anastasis Corticis Peruviae (1663), hat 20 nicht paginierte Blätter vor dem eigentlichen Text. Auf dem 13. Blatt findet sich als Titel: »Exhibentur clarorum virorum testimonia in Chinae commendationem et huius libri scriptoris«. Bado beginnt mit dem Abdruck eines Briefes des Kardinals de Lugo, den er mit den Worten einführt: »Epistola Sapientissimi et Emin. Dom. Joan. Cardinalis de Lugo, Theologorum huius aevi Antesignani«. Wir erhalten das italienische Original und die durch Bado angefertigte lateinische Übersetzung. Der Brief ist meines Wissens seit 1663 nicht mehr vollständig zum Abdrucke gelangt, obgleich er öfters zitiert wurde. Nur den Schlußsatz, in dem über den Mangel an Rinde und über deren Verfälschung gesprochen wird, hat Baker in seiner schon früher zitierten Abhandlung wörtlich abgedruckt.[1]) Es sei deshalb der vollständige Brief hier in italienischer Sprache wiedergegeben: »Illustre e molto eccellente Signore. Non prima di questa settimana mi è stata resa l'Operetta di V. S. e la lettera che l'accompagna, benchè data ella fosse il mese di Maggio del 56.[2]) Mà alla stima, che lor doveasi, la tardanza in me non ha punto pregiudicato. Hò veduto con particolar mio gusto, dal valor suo così ben difeso nella verità il merito della Corteccia del Perù, e godo insieme, che la stessa apologia vaglia da se medesima à riffletter, nell' ingegno del proprio Autore, il premio di molta lode. Mà posso ben aggiungere à V. S. che l'esperienza alla giornata grandemente assiste al suo proposito, mentre qui i Signori Medici indistintamente adoperano la Corteccia

[1]) Medical Transactions, London 1785, S. 183 Anmerkung.

[2]) Der Satz bezieht sich auf die 1656 in Genua erschienene erste Chinaschrift des Seb. Ba(l)do. Vielleicht war es die 1656 besonders stark in Genua ausgebrochene Pest, welche die schon damals beabsichtigte Übersendung der Schrift bis zum Herbst 1659 verzögert hat. Es sei hier kurz bemerkt, daß der nämliche Verf. in der Schrift v. 1656 sich Baldus (it. Baldo) und in der von 1663 sich Badus (it. Bado) genannt hat.

in Quartane, Terzane intermittenti, et etiandio nelle febri continue, e ne veggono meraviglie. V'è ben di male, che per l'uso introdotto così frequente, ella in Roma comincia à mancare, e quella che potrà correre per via di venalità, non sò quanto sia per salvarsi da' pericoli di esser adulterata, come d'altri preziosi e stranieri medicamenti è solito d'avvenire. A V. S. nel resto io do grazie dell' elegante suo dono, e me l'offero con pieno affetto. Di Roma li 4. d'Ottobre 1659. Affettionatissimo di V. S. Il Cardinal di Lugo.

Sollte es mit einem römischen Dekret über die Rinde seine Richtigkeit haben, so werden wir uns an eine höhere Stelle, etwa an eine Kongregation — de Lugo war ja Mitglied von wenigstens drei Kongregationen und konnte event. ein solches Schriftstück erwirken — wenden müssen. Aber eine kirchliche Kongregation zur Prüfung von neuen Arzneimitteln hat es in Rom meines Wissens nie gegeben. Also handelt es sich gar um ein durch Kardinal de Lugo vorgeschlagenes päpstliches Breve? Lassen wir uns zunächst etwa durch Flückiger (Pharmakognosie 1891, S. 577), in die damaligen Verhältnisse an der Kurie einführen. Es trat »entschieden zu Gunsten der Rinde auf: der Jesuit Honoratius Faber Fonseca, Leibarzt des Papstes Innozenz II« Man staunt, die Chinarinde und die Jesuiten schon in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, vor der Entdeckung Amerikas in Rom anzutreffen. Innozenz II. regierte 1130—1143. In dieser fernen Zeit ist es wohl auch gewesen, daß die päpstlichen Leibärzte Jesuiten waren! Der Satz Flückigers sollte etwa folgende Fassung erhalten: Es traten entschieden zu Gunsten der Rinde auf: Gabriel Fonseca, Leibarzt des Papstes Innozenz X., Kardinal de Lugo und 1655 auch der in Rom lebende französische Jesuit Honoré Fabri.[1]) Ich bemerke, daß Haeser den Onorato Fabri wenigstens zum »Arzt in Rom« stempelt, was ebenfalls unrichtig ist. Fabri sagt selber wiederholt, daß er kein Arzt sei.

Hat nun Innozenz X. (1644—1655) ein Breve zur Empfehlung der Chinarinde erlassen? Selbst nach neueren Darstellungen soll Kardinal de Lugo sich bei Innozenz X. bemüht haben, um eine Untersuchung und ein Urteil über die Rinde zu erhalten. »Auf seine Verwendung befahl der Papst Innozenz X., daß die Natur und Wirkung der China genau untersucht werden sollte«. So v. Bergen S. 91. Tatsächlich erfolgte auch eine Untersuchung der Rinde durch den päpstlichen Leibarzt Gabriel Fonseca. Aber damit ist noch nicht bewiesen, daß diese Untersuchung auf eigenen Befehl des Papstes erfolgte und daß es nach dieser Untersuchung zu einem päpstlichen Breve kam, wie früher behauptet wurde und auch in neuerer Zeit wenigstens in populären Schriften noch erzählt wird.

---

[1]) Daß Flückiger schreibt: »Honoratius Faber Fonseca« ist augenscheinlich ein Druckfehler; das Komma nach Faber ist ausgefallen. Die Lesart mit Komma findet sich tatsächlich in Flückigers Monographie Die Chinarinden, Berlin 1883, S. 65. Dabei bleibt aber bestehen, daß beide Lesarten, die von 1883 und die von 1891, in dem Satze, aus dem ein Teil oben zitiert wurde, 6 sachliche Unrichtigkeiten enthalten.

Ein derartiges päpstliches Schriftstück, sei es vom Jahre 1649 sei es aus einer anderen Zeit, hat es nie gegeben. Die Beweise für diese Behauptung sind folgende. Einmal ließ sich trotz alles Suchens ein päpstliches Dekret oder Breve über die Rinde nicht auffinden. Nirgends bringen die in Betracht kommenden Aktensammlungen auch nur eine Spur eines solchen Schriftstückes. Auch kein einziger Freund und Verteidiger der Chinarinde in dieser ältesten Periode, weder Fabri noch Bado noch Storms, kennt oder erwähnt ein solches Dokument. Schon diese negative Tatsache ist für sich ein durchschlagender Beweis. Denn diese Verteidiger der Rinde hatten gute Verbindungen mit Rom oder lebten gar in Rom. Alle waren bestrebt, Äußerungen hervorragender Personen über die Rinde in ihre Schriften aufzunehmen. Bado geht in der »Anastasis« alle Würden und Rangstufen in Staat und Kirche durch und findet überall Lobsprüche für die Rinde; einen Papst führt er aber nicht an. An einer anderen Stelle gibt er an, welche hervorragenden Männer sich in Rom, »der Hauptstadt der Welt«, für die Rinde ausgesprochen; einen Papst nennt er auch hier nicht. — Die Annahme eines Breve wird endlich durchaus hinfällig, weil sich leicht zeigen läßt, wie man zu einer solchen Meinung gekommen ist. Die Lösung ergibt sich schon aus der Schrift Honoré Fabris vom Jahre 1655; man hat das Gutachten des päpstlichen Leibarztes Fonseca in ein Gutachten des Papstes umgewandelt. Hon. Fabri schreibt 1655, er kenne mehrere römische Ärzte, »qui pulveris usum aegris suis non modo permittunt, verum etiam praescribunt; unus ad instar omnium erit clarissimus D. Fonseca, Archiater Pontificis, quem honoris causa nomino, qui pulveris huius naturam et indolem, hortatu Eminentissimi Cardinalis de Lugo, diligentissime indagavit et propriis experimentis edoctus, non modo illum innoxium, sed etiam saluberrimum esse pronuntiavit.« Der letzte Teil dieses Satzes wurde später einfach als Stelle des päpstlichen Breves zitiert.[1]) Ja aus den Worten Fabris, die hier allein als Quelle in Betracht kommen können, da alle übrigen unmittelbar oder mittelbar aus ihm geschöpft haben, ergibt sich, daß wir nicht einmal wissen, ob de Lugo

---

[1]) Wie solche Irrtümer entstehen, ersieht man z. B. bei G. Baker (Medical Transactions, III, 1785, S. 177 f.). Dieser gibt in einer Anmerkung ganz richtig die durch Bartholin 1661 in den Hist. anat. veröffentlichte Stelle wieder: »Archiater Pont. Max. Innocentii X pulveris naturam et indolem, suasu Cardinalis de Lugo, diligenter indagavit et propriis experimentis edoctus, non innoxium solum, sed etiam saluberrimum esse deprehendit«. (Man beachte die Übereinstimmung mit Fabri!) Im Texte aber schreibt er lediglich auf Grund dieser Stelle: »Nor was the supreme power of the Roman church unconcerned in removing from men's minds their doubts and apprehensions with respect to the safity and the efficacy of the bark. For Innocent the tenth . . ordered that the nature and effects of it should be examined«.

irgendwie wegen des Heilmittels mit dem Papste Rücksprache genommen habe. Es ist wenig glaublich, daß dies vor der Untersuchung durch Fonseca geschah; eher ist denkbar, daß ein Bericht an den Papst nach den günstigen Resultaten mit der Rinde erfolgte. Wie auch Fabri andeutet, wird de Lugo sich unmittelbar mit dem päpstlichen Leibarzt in Verbindung gesetzt und dieser wird dem Kardinal, nachdem er die Rinde untersucht und bei Malariakranken in Gebrauch genommen hatte, sein Urteil zugestellt haben.

Daß durch Fonsecas Gutachten »wenigstens in Rom alle medizinische Opposition ein Ende« hatte, wie v. Bergen meint, ist zu optimistisch geurteilt. Freilich schreibt auch Baker 1785 ebenso entschieden: »When the Pope's first physician (whose power in whatever relates to medicine is unlimited) had reported, that it was both innocent and salutary, all medical opposition to it ceased«. (S. 178.) So gebunden waren aber die römischen Ärzte nicht; zudem haben wir Beweise, daß nicht alle dortigen Ärzte in der Zeit 1650—60 für die Rinde waren. — Eine Vorstellung, wie und weshalb es überhaupt zu einer solchen Untersuchung der Rinde in Rom kam, erhalten wir durch den Delfter Arzt R. Sturmius (Chinaschrift 1659 I, S. 87), der berichtet, was 1634, zur Zeit seines römischen Aufenthaltes, bezüglich der Einführung neuer Heilmittel in Rom Brauch war. »Auctoritas ipsis (Romanis medicis) tanta est, ut nihil in Urbe divendi possit medicamenti titulo, quod Protomedico prius non fuerit oblatum. Et quidem si res fuerit maioris consequentiae vel difficultatis, ab ipso non approbatur priusquam ab Examinatore serio fuerit inquisita. Haec scio Romae esse statuta et meo tempore exactissime observata«; Protomedicus sei damals Nik. Rentzius gewesen, Examinator Paulus Zacchias.

IV. Zur Frage nach der ältesten Chinaschrift.

Die Ausführungen des vorausgehenden Abschnittes, vorab die Aufklärung über die angeblich älteste Chinaschrift Barbas, legen wohl die Frage nahe, welches denn die älteste echte Chinaschrift sei. Diese Frage kann einen mehrfachen Sinn haben. Wir haben alte Schriften, welche die Rinde ganz kurz in einer Zeile oder einem Satze erwähnen, ferner solche, welche der Rinde ein Kapitel oder einen längeren Abschnitt widmen, endlich Schriften, welche in ihrem ganzen Umfang lediglich über die Fieberrinde handeln. Demnach kann man fragen: Welches ist die erste Erwähnung der Rinde? Welches ist die erste ausführlichere Besprechung der Rinde? Welches ist die älteste selbständige Schrift über die Rinde? — Bekanntlich wurde die Rinde sehr frühzeitig angegriffen und verteidigt; wir können also auch forschen nach der ältesten Angriffs- und nach der ältesten Verteidigungsschrift. Die Rinde gelangte ferner

erst nach und nach in die verschiedenen Länder Europas; es ergibt sich mithin die weitere Frage, in welchem Jahre in den einzelnen Ländern die Literatur über die Chinarinde einsetzte. Endlich wäre zu beachten, wann diese ältesten Berichte über die Rinde niedergeschrieben und wann sie durch den Druck veröffentlicht wurden; bei Abhandlungen konnte in jener Zeit, wo man es mit dem Druck nicht immer sehr eilig hatte, schon eine Differenz von einigen Jahren entstehen, und bei Briefen — es gibt deren eine große Anzahl in der alten Chinaliteratur — erfolgte oft erst Jahrzehnte nach deren Abfassung die Veröffentlichung, wenn sie überhaupt veröffentlicht wurden.

Im folgenden soll nicht eine ausführliche Beantwortung all dieser Fragen, sondern nur ein kurzer Überblick der ältesten Chinaliteratur unter Berücksichtigung obiger Fragestellung, indes ohne weitere sachliche Würdigung versucht werden. Wie die Art unserer Gruppierung nicht einem anderen Werk entnommen ist, so beruhen auch alle Angaben auf selbständigen Studien der zitierten Schriften.[1])

Die sogenannte Schedula Romana d. h. eine in italienischer Sprache gedruckte Gebrauchsanweisung, welche von den römischen Apothekern dem Käufer der Droge mitgegeben wurde, ist jedenfalls die älteste selbständige Chinaschrift. Die erste uns bekannte Form dieses Zettels wird dem Jahre 1651 zugeschrieben. Ein Originalexemplar der Schedula besitzen wir nicht; doch wurde sie mehrmals schon vor dem Jahre 1660 in den Chinawerken lateinisch oder italienisch abgedruckt. Es ist nicht ausgeschlossen, daß es bereits einige Jahre vorher einen ähnlichen Zettel mit etwas verschiedenem Wortlaut gegeben hat. Sieht man von diesem kleinen Schriftstück ab, so steht an der Spitze der selbstständigen Chinaschriften das 1653 in Belgien gedruckte Werkchen des von Besançon stammenden, aber seit Jahren als Leibarzt am Brüsseler Hofe weilenden Joh. Jak. Chifflet. Damit wurde zugleich die Reihe der selbständigen Schriften, welche gegen die Rinde erschienen sind, eröffnet. Als Antwort erschien 1655 die erste Verteidigungsschrift; diese ist zugleich die erste in Rom und in Italien gearbeitete und gedruckte Chinaabhandlung, hat aber ebenfalls einen Franzosen zum Verfasser, P. Honoré Fabri. Fabri schrieb unter dem Pseudonym Antimus Conygius; seine Apologie ist die erste und — meines Wissens — einzige selbständige Schrift, welche von einem Jesuiten über die »Jesuitenrinde« veröffentlicht wurde. Gegen Fabri trat noch 1655 Plempius auf, der sich Melippus Protimus nannte; es ist der erste Niederländer (geboren in Amsterdam) und der erste Professor der Medizin, der gegen die Rinde Stellung nahm. Aber auch

[1]) Eine ausführliche Angabe des Titels der zitierten Schriften dürfte bei dieser knappen Zusammenfassung entfallen können; man vergleiche Flückiger und ähnliche Werke. — Die spanische Literatur ist auch hier in keiner Weise mit herangezogen.

Plempius fand rasch seinen Gegner; bereits 1656 veröffentlichte der Genuese Sebastiano Baldo gegen ihn seine erste Chinaschrift. Er tritt zuerst unter den praktischen Ärzten mit dieser Apologie für die Rinde ein und zwar nach einer sehr ausgedehnten Erfahrung. Haben wir damit die erste Chinaschrift eines Italieners, so bringt im Jahre 1657 Wolfgang Hoefer, ein geborener Bayer, etwa seit 1640 Arzt in Nieder- und Oberösterreich und später Leibarzt des Kaisers, die erste Erwähnung der Rinde für Österreich. In sein zu Wien gedrucktes Werk »Hercules medicus« hat er bei Behandlung der Wechselfieber einen Bericht des kaiserlichen Leibarztes Joh. Gregorius Glantz aufgenommen, der eine kurze Bemerkung über die China enthält. Derselbe Glantz hatte freilich schon in einem Briefe vom 5. Mai 1653 aus Regensburg, den er als Dankschreiben für die Übersendung der Chinaschrift an Chifflet gerichtet, von seinen Erfahrungen mit der Rinde gesprochen und gegen die Rinde Stellung genommen; dieser Brief war 1655 von Plempius in seiner Chinaschrift veröffentlicht worden. Wir haben sogar aus Österreich eine Äußerung über die Rinde, welche schon 1653 gedruckt und wahrscheinlich noch gegen Ende des Jahres 1652 geschrieben worden ist. Es ist der in Chifflets Schrift vorhandene Hinweis auf einen Brief Kaiser Ferdinands III. an seinen malariakranken Bruder, den Erzherzog Leopold Wilhelm, in Brüssel.[1]) — Im Jahre 1659 erschien die zwei Teile umfassende Chinaschrift des in Löwen geborenen und in Delft praktizierenden Arztes Rol. Sturmius (Storms); wir haben in ihr den ersten Versuch der medizinischen Fachwissenschaft, mit positiven Darlegungen das schwierige Problem der Wirkungsweise des Rindenpulvers zu erörtern. Freilich war auch hier ein Nichtarzt, ein »Physiker«, Vorläufer, da schon Fabri 1655 diesem Punkt ein ganz ausgezeichnetes Kapitel seiner Chinaschrift gewidmet hat, wie auch Storms anerkennt. Durch des letzteren Werk wurde auch die erste selbständige Chinaschrift veranlaßt, welche im Gebiete des heutigen Deutschland erschienen ist. Am 13. Februar 1663 legte nämlich der Schlesier Christoph Rothmann der medizinischen Fakultät in Leipzig die Schrift »Antiquartii Peruviani Historia« als These vor. Dieselbe ist vorab unter Benützung des Sturmius und jedenfalls auch unter Beihilfe seines auf dem Titel erwähnten Lehrers P. Ammann ausgearbeitet worden. Auch für Frankreich scheint, wenn wir von dem schon 1653 in Paris erfolgten Nachdruck der Schrift Chifflets absehen, eine ähnliche These die erste veröffentlichte selbständige Chinaschrift zu sein. Während Rothmann für die Rinde eintrat, spricht sich freilich diese »Quae-

[1]) Bei Chifflet S. 17 findet sich folgende Stelle: »Augustissimus Imperator Ferdinandus III., eius (sc. Leopoldi Guilelmi) frater, ipsi per litteras ex intimo amoris sensu significavit, se nullo modo probare usum illius pulveris«. Mehr ist über diesen Brief nicht bekannt.

stio medica«, welche am 3. Februar 1656 zu Paris »in scholis medicorum M. Daniele Arbinet, Doctore Medico preside« von dem Pariser Franz Bovionier verteidigt wurde, gegen die Rinde aus; diese These ist sogar von neun zur Disputation kampfbereiten Ärzten unterzeichnet. Es ist interessant, daß im Gegensatz zu den Parisern, welche ihre ablehnende Haltung gegen die Rinde vor allem mit der Hochschätzung des Althergebrachten und der alten Schule begründeten, der venetianische, in Rom geschulte Arzt Gaudentius Brunaci es 1661 in einer eigenen Schrift »De Cina Cina« versucht hat, das neue Heilmittel durch die Lehre der alten Schule zu begründen. Wie manche andere Ärzte, so machte auch der Engländer Thomas Willis in seiner Stellung zur Rinde einen auffälligen Wandel durch; als er 1659 in den »Diatribae duae Medico-Philosophicae« zuerst von den englischen Ärzten die Rinde erwähnte, hielt er noch nicht viel von derselben. Vor den Ärzten machten die Londoner Apotheker das neue Heilmittel in England öffentlich bekannt. Die alte englische Wochenschrift »Mercurius politicus« eröffnet im Jahre 1658 die lange Reihe von Zeitungen und Zeitschriften, welche seitdem über die China berichtet haben; in vier Nummern dieses Jahrgangs findet sich eine Ankündigung, daß das ärztlich geprüfte und gut geheißene Jesuitenpulver, »the excellent Powder known by the name of the Jesuits Powder«, in verschiedenen Londoner Apotheken zu haben sei.[1]) Ältere Literaturangaben über die China scheint es für England nicht zu geben; dies mag in etwa auffallen, da sich für andere nördliche Länder solche schon früher finden. So berichtet z. B. der Arzt Heinrich v. Moinichen am 25. Juni 1654 von Schleswig seinem Lehrer Thomas Bartholin in Kopenhagen, daß Joel Langelottus in Gottorp, Leibarzt des Herzogs von Holstein, ihm über die Rinde Mitteilungen gemacht habe. Freilich wurde dieser Brief erst 1663 von dem Empfänger veröffentlicht,[2]) nachdem schon 1661 derselbe Bartholin in einem zu Kopenhagen erschienenen Werke einen längeren Bericht über die Rinde gebracht hatte.[3]) In dem letztgenannten Werke ist die erste Abbildung des Chinabaumes veröffentlicht; Bartholin hatte das Bild aus Rom durch Hieron. Bardi unter Vermittlung des oben genannten H. v. Moinichen, der von 1655 bis 1660 in Rom und Italien weilte, erhalten.

[1]) Die Nummern 422, 426, 439 und 545 bringen die Anzeige; der Wortlaut ist nicht völlig gleichlautend; die erwähnten Nummern fallen in die Zeit vom 1. Juli bis Mitte Dezember d. h. in die Jahreszeit, welche vor allem die Malaria bringt; das Jahr 1658 brachte für London sogar eine Epidemie. — Nr. 545 hat das Original lediglich durch einen Druckfehler statt 446. — Das Exemplar des Merc. polit. in der Bibl. des britischen Museums wurde eigens für diese Angaben verglichen.

[2]) Bartholinus, Epistolae medicinales, cent. II, ep. 42.

[3]) Bartholinus, Hist. anatomicae et medicae, cent. V und VI, S. 107—116.

Bis jetzt haben wir, abgesehen von der Schedula Romana, nur Schriften, welche erst mit dem Jahre 1653 einsetzen. Das gilt auch, wie wir oben sahen, von der Broschüre Castellis, welche unter den italienischen Schriften zuerst die Rinde erwähnt. Nur mit einer Einschränkung kann ein anderes italienisches Werk früher angesetzt werden. Die 1656 zu Bologna erschienenen »Noctes geniales« des Arztes Giov. Nardi lagen bereits am 28. Februar 1652 der Zensurbehörde fertig vor. Nardi starb während des Druckes. In »Nox sexta« finden wir (S. 445—449) einen Abschnitt mit dem Titel: »De nupero Sinensi (sic) Cortice alexipyrethro.« Die frühe Abfassung dieser Stelle ergibt sich auch daraus, daß von Nardi keine andere Chinaschrift zitiert wird.

Mit all diesen Schriften kommen wir nicht in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts. Sollte die Chinaliteratur nicht so weit zurückreichen? Es gelang mir, eine Erwähnung des neuen Heilmittels in der Literatur bereits vom Jahre 1643 aufzufinden.

Die Schrift, um welche es sich handelt, ist verfaßt von dem Arzte Hermann van der Heyden. Sie dürfte gegenwärtig ziemlich selten sein.[1]) Ich erhielt dieselbe von der Universitäts-Bibliothek Löwen. Widmung, Vorwort und die dem Verfasser von dem Arzte Joh. Stullius gewidmeten Verse umfassen mehrere nicht paginierte Blätter. Die Abhandlungen des Verfassers samt einem längeren Anhang füllen 182 Quartseiten. Am Schluß des Ganzen findet sich eine Approbation, datiert vom 13. Februar 1645. Gemäß dieser enthält das Büchlein »curiosos iuxta ac utiles discursus et tractatus medicos, longa experientia per virum expertissimum D. Hermannum van der Heyden Medicinae Doctorem probatos et rationibus suffultos.« — Im Vorwort belehrt uns der Verfasser über seine Absicht. Die Schrift soll sich vor allem an das Volk wenden und die öffentliche Gesundheitspflege befördern. Wie in der Widmung betont wird, glaubt sich van der Heyden zu einer solchen Schrift sowohl durch seine ärztliche Erfahrung geeignet wie auch durch seine Stellung berufen. Gewidmet ist dieselbe dem »Grand-bailly de la Ville de Gand», dem »Premier de la dicte Ville« und dem »Magistrat de la mesme ville.« In der Widmung ist auch bemerkt, daß der Verfasser bereits 41 Jahre »Medecin Pensionaire« der

---

[1]) Der genaue Titel ist: »Discours et advis / sur les flus de ventre douloureux, / soit qu' il y ayt du sang ou point. / Sur le Trousse gallant: dict Cholera morbus: la peste: les / effects signalés y incroyables de l'eau . . . . . [so geht es noch durch acht Druckzeilen voran, dann folgt:] Composés par M. Herman van der Heyden, / Medecin Pensionaire de la ville de Gand. / Imprimé à Gand, chez Seruais Manilius, au Pigeon / blanc, M. DC. XLIII. Et l' addition: M. DC. XLV«. Der Teil des Titels, welcher für die Chinarinde in Betracht kommt, lautet: »Les Fieuvres tierces et quartes, causées de l' infection des Poldres et terres auoisinées de la Mer et d'autres Marescageuses«.

Stadt Gent ist; demnach war van der Heyden damals schon in hohem Alter und sein Geburtsjahr liegt sicherlich vor 1580.

Beachtenswert ist, daß ebenfalls schon in der Widmung auf die in der Arbeit enthaltene Abhandlung über die Wechselfieber oder die Malaria, wie wir heute gewöhnlich sagen,[1]) hingewiesen wird. Die örtliche Beschaffenheit von Gent und Umgegend war eben der Entwicklung der Malaria sehr günstig. — Die sechste Abhandlung in der Schrift van der Heydens ist betitelt: »Sur les Fieuvres Tierce et Quarte, et leurs Accidens survenans: causés de l' infection des Poldres, et Terres auoisinées de la Mer.« Sie enthält in vier Kapiteln (S. 86—111) eine ganze Reihe interessanter Bemerkungen über Auftreten und Verbreitung, Prophylaxe und Therapie der Malaria. Ein eingehender Bericht darüber gehört nicht in unsere Arbeit; nur sei bemerkt, daß die durch Stechmücken stattfindende Infektion in keinerlei Weise vermutungsweise ausgesprochen wird, wenn auch die vom Verfasser zahlreich gegebenen prophylaktischen Regeln zum guten Teil uns heute fast nur bei Annahme einer derartigen Übertragung des Krankheitsstoffes verständlich erscheinen. Dasselbe gilt übrigens von der prophylaktischen Behandlung der Malaria in vielen Schriften, welche vor der Entdeckung der Infektion erschienen sind.

Kapitel II dieser Abhandlung behandelt das Tertianfieber. Bei der Therapie desselben findet sich auf S. 97 die erste, bis jetzt aus einer alten Druckschrift nachweisbare Erwähnung des berühmten aus der Chinarinde bereiteten Pulvers. Die Stelle lautet genau nach dem Original; »S'il (der Kranke) ayme mieulx les poudres seules, le poids d' vne dragme plus ou moins des susdictes species Diacarthami est icy convenable, comme encores davantage autant de poudre qu' on appelle icy Puluis indicus.« Demnach empfiehlt Hermann van der Heyden, Arzt in Gent, im Jahre 1643 für Patienten, welche an Tertiana leiden und durch den Gebrauch von Pulver kuriert zu werden wünschen, in erster Linie »Pulvis indicus« in der Dosis von ungefähr einer Drachme. Alle weiteren Angaben fehlen. Auch später bei der Quartana gedenkt der Verfasser des Pulvis indicus nicht mehr.

[1]) Es sei für obige Stelle sowie für unsere ganze Arbeit bemerkt, daß das Wort »Malaria« in allen erwähnten älteren Schriften nicht vorkommt. Ich bediente mich dieses Wortes wiederholt als einer kurzen, heute üblichen Ausdrucksweise. Schelenz (Gesch. d. Pharm., 1904 S. 144) scheint der Ansicht zu sein, daß das Wort Malaria sehr alt sei. Dies ist indes nicht der Fall. Mir ist dasselbe aus einer Schrift vor 1793 nicht bekannt. In diesem Jahre schrieb aber ein Anonymus: Discorso sopra la mal'aria e le malattie che cagiona principalmente in varie spiaggie d'Italia e in tempo di estate. Roma 1793. Wie ersichtlich, ist es auch hier noch nicht die Krankheit selber, welche den Namen trägt. Übrigens erinnert die Schreibweise noch sehr deutlich an die Bildungsweise des Wortes. Zu dem Gesagten stimmt die Tatsache, daß das Vocabolario degli Accademici della Crusca in der Ausgabe von 1806 das Wort Malaria noch nicht kennt; auch das große Dizionario v. A. Filippi (1817) führt es nicht an.

Daß sich gerade in belgischen Schriften eine sehr frühe Erwähnung der Rinde finden kann, erscheint nicht befremdlich, wenn man sich der Vereinigung Belgiens mit Spanien erinnert. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß es sich tatsächlich um die Chinarinde handelt. Zunächst ist kein anderes Heilmittel bekannt, welches je den Namen »Pulvis indicus« gehabt hätte. Daß es als Mittel gegen die Malaria empfohlen wird, spricht ebenfalls für die Identität. Zudem war der Name »Pulvis indicus« für das Chinarindenpulver auch in der Zeit von 1650—1660 noch sehr verbreitet und wird von den Schriftstellern dieser Zeit beständig gebraucht. Unter den zehn Namen, welche die Chinaschrift von Ammann-Rothmann 1663 in Kap. I, § 3 aufzählt, steht »Pulvis indicus« an erster Stelle. Rol. Sturmius, aus Löwen stammend, Arzt in Delft, berichtet gleich im Anfang seines Buches über die Chinarinde (1659; pars I, sectio I), das neue Heilmittel werde in Belgien (»in hoc nostro Belgio«) meist »Pulvis indicus« genannt. Zwar findet er mit Recht diese Benennung zu unbestimmt und wünscht sie deshalb beseitigt, ein Wunsch, der ja auch bald nachher in Erfüllung ging. Schon Seb. Bado bringt 1663 in seiner »Anastasis« die Bezeichnung »Pulvis indicus« nicht mehr; ja in Italien scheint dieselbe überhaupt kaum in Gebrauch gewesen zu sein.

Van der Heyden sagt — wie es scheint, mit einer gewissen Betonung —, man nennt das Heilmittel »icy«, also in Gent oder in ganz Belgien, pulvis indicus. Man darf vielleicht daraus schließen, daß ihm auch noch sonstige Namen, welche anderswo mehr in Gebrauch waren, nicht unbekannt geblieben sind, z. B. pulvis peruvianus, cortex Peruviae, pulvis febrium und ähnliche. Ob er sie auch als »pulvis Comitissae« gekannt hat, darf billig bezweifelt werden. Den Namen »China« für dieses Heilmittel kannte er sicherlich nicht; ganz abgesehen davon, daß er China nicht als synonyme Bezeichnung für pulvis indicus anführt, bezeichnet er an mehreren Stellen seines Werkes (z. B. S. 126, 146, 147) die Chinawurzel als »China« ohne jeden erklärenden Zusatz.

Über die Person des Dr. Hermann van der Heyden ließ sich nur wenig ermitteln. Eine kurze Notiz über ihn findet sich in Foppens, Bibliotheca belgica, Bruxellis 1739, p. 475. Die belgische »Biographie nationale«, welche seit 1866 im Erscheinen begriffen ist, hat ihn unter H nicht aufgenommen; bei dem Buchstaben V ist das Werk noch nicht angelangt. Einiges konnte aus der Schrift, mit der wir uns beschäftigen, entnommen werden, was bereits oben geschah. Foppens berichtet: »Lovaniensis, Urbis ac Reipublicae Gandavensis Doctor Medicus, vir cum in arte sua tum in politiori literatura multum versatus«. Van der Heyden stammte also aus Löwen, aus jener Stadt, welche auch die Geburtsstadt des mutigen Chinaverteidigers Rol. Sturmius (Storms) ist, welche aber auch den großen

Gegner der Rinde Vop. Fort. Plempius fast vier Jahrzehnte als Professor der Medizin hatte. Nach dem Schriftenverzeichnis war die literarische Tätigkeit van der Heydens nicht sehr beträchtlich. Außer unserer Schrift sind bei Foppens angeführt: »Elegiae tres in adventum perillustr. Viri Caroli a Burgundia«, Gandavi 1619, 4° und »Discursus tres etc.«, Gandavi 1649, 8° und wiederum Londini 1653, 12°. Der Titel des 2. Discursus dieser letzteren Schrift zeigt, was auch schon in der von uns gewürdigten Schrift ersichtlich ist, daß van der Heyden in der Anwendung des kalten Wassers ein Heilmittel von »unerhörter und unglaublicher Wirkung« sah. Geburts- und Todesjahr sind nicht angegeben.

Bei näherer Erwägung erscheint es ausgeschlossen, daß die 1643 durch van der Heyden empfohlene Rinde über Italien und Rom — wie es später mehrfach geschah — nach Belgien gekommen ist; sie muß einen kürzeren Weg genommen haben. Wann und durch wen wurde sie dorthin gebracht? Darf auch die oben erwähnte, von dem Verfasser öfters wiederholte Behauptung, daß er die empfohlenen Heilmittel durch lange Zeit praktisch erprobt habe, nicht für jedes einzelne Heilmittel allzusehr betont werden, so muß doch für das Jahr 1641 oder spätestens 1642 das Vorhandensein der Rinde in Belgien angenommen werden, zumal, wie hier noch eigens betont sei, van der Heydens Abhandlung über die Malaria nicht in dem 1645 gedruckten Anhang, sondern in dem Hauptteil der Schrift vom Jahre 1643 steht.

In der ältesten Geschichte der Chinarinde kommt eine Persönlichkeit vor, welche von Flückiger ohne jeden erklärenden Zusatz Michael Belga genannt wird. In Flückigers Pharmakognosie (1891, S. 577) liest man: »Ebenso brachte Michael Belga die Droge um diese Zeit (kurz vorher sind die Jahreszahlen 1643 und 1649 angeführt) aus Lima nach Antwerpen und Brüssel«. Danach könnte man vermuten, es habe vielleicht dieser Michael Belga die Rinde direkt aus Amerika so frühzeitig nach Belgien gebracht, daß diese bereits 1643 durch den Genter Arzt als Heilmittel empfohlen werden konnte. Doch die Sache gestaltet sich anders, wenn wir zu der einzigen Quelle für diese Angabe, zur Chinaschrift Chifflets vom Jahre 1653 zurückgehen. Hier steht S. 5: »Etiam Michael Belga, »a Veteri molendino« cognominatus, Bruxellam (Antwerpen fehlt!) attulit ex ipso Peruvio, ubi in regia civitate Lima per annos aliquot egerat in familia Marchionis de Macera, Peruvii Proregis.« Die Verbindung dieses Berichtes mit den vorausgehenden Angaben durch »um diese Zeit« finden wir bei Chifflet nicht, dafür bringt er aber andere Umstände, welche in etwa ein näheres Datum ermitteln lassen. Gehen wir auf die zitierte Stelle näher ein. Wer ist überhaupt dieser Michael Belga? Wir haben eine völlig unbekannte und unaufgeklärte Persönlichkeit vor uns. Nirgends

findet er sich erwähnt. Den Zunamen »Belga« hat er wohl nach seiner Heimat in Spanien oder Peru erhalten. Sein eigentlicher Name wird in lateinischer Form »a veteri molendino« gewesen sein, was in der Sprache seiner Heimat van Oudenmolen oder ähnlich gelautet haben mag. Sein Verhältnis zum Marquis de Macera, der als Vizekönig von Peru unmittelbarer Nachfolger des Grafen Chinchon war, verbreitet über die Persönlichkeit ebenfalls kein weiteres Licht, aber wir gewinnen dadurch einen Anhaltspunkt für die Zeit.[1]) Macera war Vizekönig von 1640 bis 1650; auch er brachte, ähnlich wie vor ihm Graf Chinchon, bei seiner Rückkehr Fieberrinde nach Spanien, wahrscheinlich erst 1651. Michael Belga war also frühestens vom Jahre 1640 an in Lima einige Jahre in seinen Diensten. Demnach kann durch Michael nur während der Zeit von 1645—1652 die Rinde aus Lima nach Belgien gebracht worden sein, demnach, so folgern wir weiter, war Michael Belga nicht der erste, welcher die Rinde in Belgien eingeführt hat. Ja es liegt sogar der Schluß nahe, daß Michael erst mit dem Vizekönig aus Amerika zurückgekehrt ist und die Rinde mithin 1651 oder 1652 nach Brüssel gebracht hat. Dafür spricht in etwa auch, daß Chifflet zuerst berichtet, daß Jesuiten von Rom aus die Rinde nach Belgien brachten, und dann erst den oben zitierten Satz über Michael Belga beifügt.

Läßt sich denn bestimmt nachweisen, daß nicht etwa die Jesuiten von Rom aus schon vor 1643 die Rinde in Belgien einführten? Die Beweise dafür, daß dies nicht geschah, dürfen wohl als hinreichend bezeichnet werden. Die Verbreitung der Rinde in Europa durch die Jesuiten wird in den frühesten Berichten immer mit einer in Rom stattgefundenen Generalkongregation des Ordens in Verbindung gebracht. Der älteste Bericht darüber ist der Chifflets vom Jahre 1653; er lautet: »Roma deinde in Belgium attulere (sc. corticem) Societatis Jesu Patres, qui ad electionem Praepositi Generalis in Urbem confluxerunt.«[2]) Unsere Frage ist aber mit diesem Bericht nicht

---

[1]) Wer war Michael Belga? Diese Frage bleibt also völlig offen. Der bekannte Kosmograph jener Zeit Michael Florentius Langrenus hatte Beziehungen zum Madrider und Brüsseler Hof und auch zu dem Leibarzt Chifflet; ich zog daher die Möglichkeit in Betracht, daß er mit Michael Belga identisch sei. Aber nach freundl. Mitteilung von H. Bosmans S. J. in Brüssel, der besondere Studien über Langrenus veröffentlicht hat, kann Langrenus nicht in Amerika gewesen sein. Aus der belgischen Biographie nationale, aus Foppens' Bibliotheca belgica, aus Antonios Bibliotheca hisp. nova und einigen anderen Werken war nichts über Michael Belga zu ermitteln.

[2]) Die Ausdrucksweise Chifflets läßt einen Irrtum begreiflich erscheinen, der sich mitunter in medizinischen und pharmazeutischen Schriften findet. Man berichtet nämlich, daß damals die Jesuiten in Rom zum Ordenskapitel zusammengeströmt seien. Es nehmen indes an der Generalkongregation von jeder Ordensprovinz nur 3 Mitglieder teil, von denen eines der jeweilige Provinzial ist, während die 2 anderen in der vorausgehenden Provinzialkongregation gewählt werden.

ohne weiteres entschieden, weil damals wegen des raschen Ablebens mehrerer Generäle innerhalb einiger Jahre drei Generalkongregationen stattfanden, nämlich die VIII., IX. und X. Im Jahre 1615 wurde von der VII. Generalkongregation P. Mutius Vitelleschi zum General gewählt. Unter ihm kam die Rinde, wie hier kurz bemerkt sei, tatsächlich zuerst nach Rom. Als er 1645 starb, wurde durch die VIII. Kongregation sein Nachfolger gewählt, am 7. Januar 1646; aus dem oben angeführten Grunde kam es aber am 21. Dezember 1649 auf der IX. Kongregation und am 21. Januar und 17. März 1652 auf der X. Kongregation zu weiteren Wahlen. Daß die Patres bei ihrer Rückkehr von Rom in die heimatliche Ordensprovinz im Anfang des Jahres 1650 und im Jahre 1652 Rinde mitnehmen konnten, unterliegt keinem Zweifel. Aber schon nach der VIII. Kongregation, welche Mitte April 1646 ihr Ende erreichte, konnten die Patres, wie kurz gezeigt werden soll, die Rinde von Rom aus in die verschiedenen europäischen Länder übertragen. Aus der Geschichte der damaligen Ordensprovinz Peru ließ sich feststellen, daß auf der Provinzialkongregation in Lima P. Bartolomé Tafur am 2. April 1642 zum Prokurator der dortigen Provinz erwählt wurde. Die Aufgabe eines solchen »Prokurators« war, beim Ordensgeneral persönlich über den Stand der betreffenden Ordensprovinz zu berichten, wozu noch zahlreiche Geschäfte kamen, welche im Interesse der Missionen, sei es in Madrid, sei es bei der päpstlichen Kurie, zu erledigen waren. Aus diesen Angaben wird ersichtlich, daß von der Abreise von Lima bis zur Rückkehr dahin ein Zeitraum von fünf Jahren leicht verstreichen konnte. Vor Ende des Jahres 1644 wird P. Tafur nicht in Rom angelangt sein. Jedenfalls steht aus den Katalogen fest, daß er am 15. August 1645 bei Eröffnung der VIII. Generalkongregation zugegen war und auch bis Mitte April 1646, d. h. bis zum Schluß der Kongregation blieb. Demnach ist P. Bartolomé Tafur jener Prokurator, von dem schon in der ältesten Literatur der Rinde die Rede ist, freilich unter allerlei Verwechslungen; nur er kann es auch sein, der auf der Reise von Spanien nach Italien im Jahre 1643 Ludwig XIV. — »alors dauphin«, wie die ersten Berichte darüber hervorheben — in Paris mit der Rinde vom Wechselfieber befreit hat, wenn es sich überhaupt um ein historisches Vorkommnis handelt und nicht etwa lediglich um eine Verwechslung mit einem viel späteren Ereignis.[1]) Eine andere Persönlichkeit als die Tafurs kann auch gar nicht in Betracht kommen, da der folgende, von Peru entsandte Prokurator erst am 1. November 1653 in Lima gewählt wurde, also vor 1655 nicht in Rom eintreffen konnte. Die bisherige Darstellung wird auch dadurch bekräftigt, daß sich besondere Verbindungen Tafurs mit dem Kardinal de Lugo — es handelte sich um theologische

---

[1]) Vgl. auch oben S. 31 u. 33.

Schriften — in Rom nachweisen lassen. So wird leicht verständlich, wie de Lugo mit der Rinde besonders bekannt wurde.

Die vorausgehende Erörterung zeigt zwar klar, daß Tafur mit der Rinde auf jeden Fall früher in Spanien anlangte, als Michael Belga im günstigsten Fall damit in Brüssel eintreffen konnte, aber sie zeigt auch ebenso klar, daß die 1643 von dem Genter Arzt H. van der Heyden veröffentlichte Empfehlung des Rindenpulvers nicht von der durch Tafur überbrachten Rinde abhängig sein kann. Die Schrift van der Heydens setzt eine frühere Überführung der Rinde voraus. Wir werden zunächst an den Vizekönig Grafen Chinchon, der 1641 mit Rinde in Spanien eintraf, zu denken haben und etwa noch an seinen Leibarzt de Vega, von dem wir allerdings sehr wenig wissen. Es müßte in diesem Falle von Spanien aus direkt Rinde nach Belgien gelangt sein, was ja an sich leicht möglich war. Freilich war die Zeit dazu sehr knapp bemessen — und es erhebt sich deshalb erneut die Frage, ob die alte Angabe, welche so oft gemacht und ebenso oft wieder fallen gelassen wurde, nicht dennoch zu Recht besteht, daß die erste Chinarinde schon bald nach 1630 in Europa eingeführt wurde. Doch soll die verwickelte Frage der Entdeckung der Rinde durch die Europäer und ihrer ersten Versendung nach Europa einer späteren Arbeit vorbehalten bleiben.

Feldkirch, den 10. Juni 1905.

Jos. Rompel S. J.



